Medicinische Anekdoten;

Oder

Sammlung besonderer Fälle,

welche

in die Anatomie, Pharmacevtik, Naturgeschichte ꝛc. einschlagen,

nebst einigen

merkwürdigen Nachrichten

von den

berühmtesten Aerzten.

Zweyter Theil.

Medicinische Anekdoten.

CXXIII.

Ein junger Mensch starb an einer leichten Verwundung, die er sich mit einem Messer, dessen er sich zur Reinigung der Cadaver bediente, gemacht hatte.

Man muß gestehen, daß bisweilen eine Kleinigkeit im Stand ist, uns um das Leben zu bringen: ich habe einen Menschen an einem sehr hitzigen Fieber sterben sehen, welches er sich durch einen kleinen Schnitt zugezogen hatte, den er sich mit einem schlechten Messer, damit er die Gebeine eines Cadavers rein abschabte, um solches aufzustellen, in den Finger gegeben hatte. Es war aber kaum die obere Haut davon weggegangen, es war fast nur ein Ritz, und dieser Ritz wurde tödtlich. Die Hand und der ganze Arm geschwollen erstaunlich auf; und der Kranke empfande ein heftiges

Stechen darinnen, welches den kalten Brand anzeiget, worauf er bald starbe. Ist vieleicht durch einen ganz unmerklich kleinen verfaulten Theil, der sich durch diese leichte Verwundung in das Geblüt gezogen hat, dieser grosse Schade erreget worden? Oder hat solchen eine dergleichen böse Materie, aus welcher die bösartigen Fieber entstehen, welche die Aerzte öfters in Verzweiflung bringen, verursachet?

CXXIV.

Ein Schluß des Parlements zu Paris, der eine Verordnung wegen der venerischen Seuche enthält.

Dank seye dem Schutzgeist der Menschlichkeit, daß dieses heßliche, dieses schändliche Uebel, welches die Liebe so sehr beschimpfet, nicht mehr auf diese rasende Art wütet, mit welcher es in den ersten Zeiten, da es Frankreich zu beseufzen hatte, begleitet war. Man hielte selbiges, wegen seiner entsetzlichen Zufälle, an denen man es erkannte, für eine neue Art der Pest; und was noch schlimmer war, man glaubte, daß die von solchen Personen, welche mit dieser schändlichen Krankheit angestecket waren, verderbte Luft, den tödtlichen Saamen derselben so weit als die Pest um sich herum ausbreiten könne: worinnen man sich aber betroge; indem die Ausbreitung und Mittheilung dieses Giftes nicht anderst als

als durch eine unmittelbare Berührung statt finden kann; welches man aber in diesen von uns dermalen sehr weit entfernten Zeiten nicht glaubte; und das Parlement zu Paris, welches jederzeit auf die Erhaltung der öffentlichen Ruhe sorgfältig bedacht war, machte eine Verordnung, in welcher bey Lebens Strafe verbotten wurde, daß sich kein mit den Franzosen Behafteter unterstehen sollte, mit Leuten, die von dem Uebel, mit welchem er angestecket war, frey und rein waren, einige Art des Umgangs zu pflegen. Ich will diesen Schluß, wegen der in selbigem vorkommenden sehr besondern umständlichen Beschreibungen, hier anführen, ohne etwas daran weder in Ansehung der Ausdrücke noch der Schreibart zu ändern. a)

„ Nachdem sich in dieser Stadt Paris unter„schiedliche Personen mit einer gewissen anstecken„den Krankheit, welche man die Franzosen nennet, be„haftet befinden, und diese Krankheit seit zwey „Jahren sich sowohl in diesem Königreich, als auch „in dieser Stadt Paris und andern Orten weit „und breit ausgebreitet hat, so daß zu befürchten „ist, daß sie in dem Frühling noch weiter um sich „fressen mögte, so ist heute den sechsten Merz (A. „1496. beschlossen worden, daß es höchst nothwen

a) *Lobineau*, Histoire de la Ville de Paris. tom. 4. p. 613.

„ dig seye, dieses Uebels wegen gehörige Vorsehung
„ zu verfügen.

„ Dem zu Folge die königlichen Beamten des
„ Burggerichts auf Erfodern nach Hof gekommen
„ sind, und angezeiget haben, daß sie in dem Haus
„ des Bischofs von Paris gewesen, um die nöthi
„ gen Verfügungen disfalls zu veranstalten, aber
„ wegen der vielen sich ereignenden Schwierigkei-
„ ten noch nicht von allem und jeden hinlänglich
„ benachrichtiget noch schlüssig wären.

„ Worauf sie vom Hof Befehl erhielten, nebst be
„ sagtem Bischoff zur Abhelfung dieses Uebels alle
„ nöthige Vorkehrungen zu veranstalten, und Herr
„ Martin von Bellefaye nebst mir (Peter von
„ Cerisoy) als Protocollisten hiezu bestellet wur-
„ den.

„ Dem zu folge mir, nachdem wir in dem Haus
„ des bemeldten Bischoffs miteinander zu Rathe
„ gegangen waren, aufgetragen wurde, eine Ver-
„ ordnung dieser Sache wegen zu verabfassen, welche
„ ich in den hier folgenden Artickeln ausgefertiget,
„ und solche selbst in das Burggericht gebracht, und
„ dem Burgermeister von Paris übergeben habe,
„ worauf selbige so gleich in Ausübung gebracht,
„ und bis hieher wohl befolget worden ist.

„ Es sind demnach, um den Beschwerlichkeiten
„ und übeln Folgen vorzubeugen, die aus der gros-
„ sen und immer mehr und mehr um sich fressenden
„ Anzahl solcher Kranken entstehen, die mit einer

ge-

„ gewissen ansteckenden Seuche, so man die Fran-
„ zosen nennet, behaftet sind, und deren sich gegen-
„ wärtig eine häufige Menge in dieser Stadt Paris
„ befindet, von dem in GOtt ehrwürdigen Vater,
„ dem Herrn Bischof von Paris, den königlichen
„ Beamten, dem Bürgermeister und Schöpfen von
„ Paris, und nach dem Rath und Gutachten unter-
„ schiedlicher grosser und vornehmer Personen von
„ allen Ständen folgende Puncte und Artickel für
„ gut gehalten, beschlossen und fest gesetzet worden:

„ 1.) Erstlich soll durch einen öffentlichen Aus-
„ ruff im Namen des Königes bekannt gemacht
„ werden; daß alle mit den Franzosen angesteckte
„ fremde Kranke, sowohl Manns- als Weibsper-
„ sonen, die in dieser Stadt Paris, da sie diese Krank-
„ heit bekamen, weder wohnhaft noch ansässig wa-
„ ren, sich innerhalb vier und zwanzig Stunden
„ nach diesem öffentlichen Ausruff aus dieser Stadt
„ Paris weg, und in die Länder und Orte, wo sie
„ gebohren sind, oder dahin, wo sie sich damalen
„ aufgehalten hatten, da sie diese Krankheit beka-
„ men, oder sonst wohin sie wollen, begeben sollen,
„ bey Strafe des Stranges, und damit sie sich
„ um so viel leichter fortmachen können, so sollen sie
„ zu den Thoren Saint Denis und Saint Jacques
„ hinaus ziehen, wo sie dazu bestellte Personen an-
„ treffen werden, die einem jeden von ihnen vier pa-
„ risische Sols reichen, ihre Namen aufschreiben,

„ und ihnen bey obbemeldter Strafe verbieten sol-
„ len, nicht eher wieder in diese Stadt zuruck zu
„ kehren, als bis sie gänzlich und vollkommen von
„ dieser Krankheit curiret seyn werden.

„ 2.) Ingleichen sollen alle dergleichen mit die-
„ ser Krankheit angesteckte Personen, die aus dieser
„ Stadt sind, oder sich dazumal, da sie diese Krank-
„ heit bekamen, daselbst aufhielten, oder wohnten,
„ und sich also in Häuser begeben dörfen, sowohl
„ männlichen als weiblichen Geschlechts, sich inner-
„ halb bemeldten vier und zwanzig Stunden bey
„ oben angezeigter Strafe des Stranges in ihre
„ Häuser verfügen, ohne weiters mehr weder bey
„ Tag noch bey Nacht in der Stadt herum zu ge-
„ hen; und wenn diejenigen, die sich solchergestalt
„ in ihre bemeldten Häuser verfüget haben, arm
„ und bedürftig sind, so sollen sie die Geistlichen und
„ Aufseher der Kirchspiele, zu denen sie gehören, er-
„ suchen dörfen, sie zu empfehlen, und man wird sie
„ ohne daß sie nothwendig haben aus ihren Häu-
„ sern zu gehen, mit den benöthigten Lebensmitteln
„ versehen.

„ 3.) Ingleichen sollen sich alle andere arme
„ Kranke aus dieser Stadt, die zu der Zeit, da sie
„ mit dieser Krankheit angestecket wurden, sich da-
„ selbst aufhielten, wohnten, oder in Diensten be-
„ fanden, und nicht befugt sind in ein Hauß ziehen
„ zu dörfen, innerhalb den 24. Stunden nach ge-

„ schehe-

„ schehenem Ausruff bey bemeldter Strafe des
„ Stranges nach Saint Germain des Prez bege-
„ ben, um sich daselbst in denjenigen Orten aufzu-
„ halten, und zu verbleiben, die ihnen von den hie-
„ zu besonders bestellten Leuten, werden angewie-
„ sen und eingegeben werden, woselbst man ihnen
„ während ihrer Krankheit mit Lebensmitteln und
„ andern Bedürfnissen an die Händ gehen, ihnen
„ aber auch bey oben bemeldter Strafe des Stran-
„ ges ernstlich verbieten wird, nicht eher als bis sie
„ von besagter Krankheit vollkommen befreyet seyn
„ werden, wieder in diese Stadt zurück zu kehren.

„ 4.) Ferners soll sich niemand erfrechen, besag-
„ te vier parisische Sols anzunehmen, wenn er nicht,
„ wie schon gemeldet worden, ein Fremder ist, oder
„ sich aus dieser Stadt weg begeben will, ohne eher
„ wieder zurück zu kommen, bis er vollkommen cu-
„ riret seyn wird.

„ 5.) Sollen den kranken Weibspersonen wieder
„ andere Häuser und Bewohnungen angewiesen wer-
„ den, in denen man sie mit Lebensmitteln und an-
„ dern nöthigen Dingen versehen wird.

„ 6.) Ist ertheilet, daß besagte Kranke, die aus
„ dieser Stadt sind, oder zu der Zeit, da sie von die-
„ ser Krankheit angestecket wurden, daselbst gewoh-
„ net hatten, zu desto besserer Vollziehung des be-
„ meldten Ausruffes sollen in das Haus aufgenom-
„ men werden, welches zu Saint Germain des Prez

„ schon bereits zu diesem Ende gemiethet worden
„ ist; und wenn solches nicht hinlänglich seyn soll
„ te, so sollen die Scheunen, und andere daselbst in
„ der Nähe befindliche Orte noch dazu gebrauchet
„ werden, damit sie um desto besser können verpfle'
„ get werden; und in diesem Fall sollen diejenigen,
„ denen dergleichen Scheunen und Häuser zugehö,
„ ren, von den Personen, die dazu bestellet sind und
„ den Auftrag haben, das in dieser Stadt Paris
„ auf Befehl des bemeldten Bischofs, der königli,
„ chen Beamten und des Bürgermeisters für be,
„ sagte Kranke gesammelte und erhobene Geld in
„ Empfang zu nehmen, bezahlet, und wegen ihres
„ Miethgeldes entschädiget, übrigens aber zur Ein-
„ räumung dieser Orte wirklich und in der That an-
„ gehalten und gezwungen werden.

„ 7.) Soll, wann bemeldter Ausruff geschehen
„ seyn wird, von denjenigen, die den Auftrag ha,
„ ben, besagtes Geld in Empfang zu nehmen, die
„ Verfügung getroffen werden; daß zwey Men-
„ schen, nämlich einer an dem S. Jacobs Thor,
„ und der andere an dem S. Dionysius Thor in
„ Gegenwart derer, die von den königlichen Beam-
„ ten und dem Bürgermeister darzu werden bestel-
„ let werden, besagte vier parisische Sols auszah-
„ len, die Namen derer, die solche bekommen, auf-
„ schreiben, und ihnen obbemeldtes Verbot aufle-
„ gen.

8.)

„ 8.) Soll der Bürgermeister von Paris den
„ Examinatoren und Sergenten befehlen, daß sie
„ nicht zugeben noch gestatten, daß einige von be-
„ sagten Kranken aus den Quartieren, über welche
„ sie die Aufsicht haben, herum gehen, oder einigen
„ Umgang noch Gemeinschaft mit der Stadt haben;
„ und wenn sie deren einige antreffen, so sollen sie
„ selbige weg und in das Gefängniß führen, damit
„ sie laut besagter Verordnung am Leibe bestraft
„ werden.

„ 9.) Sollen nach geschehenem bemeldten Aus-
„ ruff von besagten Bürgermeister und Schöpfen
„ gewisse Leute bestellet werden, die sich bey den Tho-
„ ren dieser Stadt aufhalten und verhüten und ver-
„ wehren sollen, daß kein mit dieser Seuche ange-
„ steckter Kranker weder heimlich noch öffentlich in
„ diese Stadt Paris hereinkommen könne.

„ 10.) Sollen diejenigen, die dazu verordnet
„ sind, das für besagte Kranke gegebene und einge-
„ sammelte Geld in Empfang zu nehmen, Sorge
„ tragen, daß diejenigen, die sich in bemeldte Be-
„ wohnungen verfüget haben, mit Lebensmitteln
„ und andern nöthigen Sachen fleissig und sorg-
„ fältig versehen werden, indem sie widrigenfalls
„ bemeldten Verordnungen nicht nachkommen kön-
„ nen.

So lautet dieser von der Furcht vorgeschriebene Schluß: und ob er gleich fürchterliche Strafen in

sich

sich enthielte, so scheinet es doch, daß ihn die wenigsten Kranken mögen befolget haben, und der Bürgermeister von Paris glaubte A. 1498. bemüssiget zu seyn, die in selbigem geschehene Verbote wieder zu erneuern. Hier ist seine Verordnung für die mit den Franzosen behafteten Kranken.

„ Ob schon bereits vor einiger Zeit unter dem „ Schall der Trompeten in allen Kreutzstrassen zu „ Paris kund gemachet, ausgeruffen und verordnet „ worden ist, so daß sich niemand mit der Unwissen„ heit deswegen entschuldigen kann, daß alle mit den „ Franzosen behaftete Kranke auf der Stelle die „ Stadt räumen, und die, so fremde sind, sich in „ ihre Geburts-Orte begeben, die andern aber sich „ aus dieser Stadt bey Strafe des Stranges fort „ machen sollen: gleichwohl aber besagte Kranke „ diesem Ausruff keineswegs nachgelebet haben, „ sondern vielmehr von allen Seiten her wieder zu„ ruck gekehret sind, und in der Stadt mit gesunden „ Personen Umgang pflegen, welches eine Sache „ von gefährlicher Folge für das Volk und die „ Herrschaft, die sich dermalen zu Paris aufhält, ist: „ als wird hiemit nochmals im Namen des Köni„ ges und des Herrn Bürgermeisters zu Paris al„ len mit bemeldter Krankheit angesteckten Perso„ nen, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts „ ernstlich anbefohlen, daß sie sogleich unmittelbar

„ nach

„ nach gegenwärtigem Ausruff besagte Stadt und
„ Vorstädte von Paris räumen, und was Fremde
„ sind, sich in die Lande und Orte, wo sie gebohren
„ sind, verfügen, die andern aber sich ausserhalb be-
„ sagter Stadt und Vorstädte begeben sollen, bey
„ Strafe in den Fluß gestürzet zu werden,
„ woferne einige derselben nach Verlauf des heuti-
„ gen Tages noch angetroffen werden sollten: wie
„ wir dann auch hiemit allen Commissären, Vier-
„ telmeistern und Sergenten anbefehlen, alle die,
„ welche man antreffen wird, anzuhalten oder in
„ Verhaft nehmen zu lassen, um sie zur gehörigen
„ Strafe zu ziehen. Gegeben Montags den 25.
„ Junius im Jahr tausend vierhundert und acht
„ und neunzig.

CXXV.

Von einem Alten, dessen Theile seines Leibes durch den geringsten Druck den kalten Brand bekamen.

Das Herz ist in Wahrheit, wie ein grosser Schriftsteller saget, die materialische Seele aller lebendigen Körper; die Bewegung desselben machet einzig und allein das Leben aus, unterhält den Umlauf des Blutes, und erhält die Wärme unserer Körper. Wenn der Trieb dieser Bewegung gar zu lebhaft ist, so tödtet sie durch ihre Heftigkeit und

Unge-

Ungestümmigkeit; ist sie aber gar zu schwach, so ziehet sie durch ihre Langsamkeit den Tod nach sich, daher es kommt, daß das Alter ein grosses Uebel ist, und daß der Mangel der Bewegung der Gefässe in gewissen Theilen diesen ersten Grund des Lebens verlöschet, von dem der Umlauf des Geblüts abhänget. Man lieset in dem Tulpius, daß das Herz und alle Gefäse eines von dem Alter abgematteten Menschens ihre Bewegung dergestalt verlohren hatten, und der Umlauf des Geblütes so schwach war, daß der geringste Druck an seinem Körper den kalten Brand verursachte. Man lieset ferners daselbst, daß dieser Alte weder gehen noch sich setzen oder aufrecht halten konnte, ohne daß sich die Ertödtung so gleich in den Füssen, in dem Hintern, den Elenbogen 2c. einstellte, und sich endlich der kalte Brand in kurzen an seinem ganzen Leib über und über zeigte; daß man aber, ehe er ganz todt war, vorhero einen jeden Theil seines Leibes einen nach dem andern absterben sahe.

Der Herr Baron van Swieten, vörderster Leibarzt Ihro Kaiserl. Majestäten versichert, daß er an der Person einer neunzig jährigen Frau ein anderes Beyspiel einer ähnlichen Krankheit gesehen habe, die an dem Ende ihrer elenden Tage sich nicht mehr niederlegen konnte, ohne daß die Seite ihres Gesichtes, auf welcher sie eingeschlaffen war, des folgenden

den Morgens von dem kalten Brand angegriffen ware.

CXXVI.

Zwey Personen wurden sehr heftig purgieret, weil sie sich einige Zeitlang an einem Ort aufgehalten hatten, wo viele bleiche Rosen waren.

Es ist zwar nicht zu laugnen, daß man der Arzneykunst öfters eine solche Hülfe zu danken hat, deren Wirkung hinlänglich genug ist, die Uebel, an denen wir leiden, zu vertreiben; gleichwohl muß man aber auch zugestehen, daß es insgemein durch solche Mittel geschiehet, deren Eckel und Abscheu, den sie erregen, den Schmerzen, welchen wir leiden, weit überwieget; sollte es denn also nicht möglich seyn, den Arzneymitteln solche Reitzungen beyzubringen, daß man sie mit Vergnügen gebrauchte? Man hat jederzeit von den Arzneymitteln gesaget, daß man sie geschwind, sicher und vergnügt (cito, tuto & jucunde) gebrauchen müsse; das ist zwar bald geredet; verursachet man aber deswegen unsern Kranken weniger Abscheu; hat man die Arzneymittel annehmlicher, oder besser zu reden, weniger eckelhaft gemachet? Im geringsten nicht. Inzwischen wäre dieser Umstand keine Kleinigkeit, denn es ist sicher, daß manche Personen lieber haben sterben wollen,

als ihre Zuflucht zu solchen Mitteln nehmen, welche sie ihrer Meynung nach unmöglich hätten einnehmen können. Wenn dergleichen Leuten dasjenige begegnen sollte, was, wie Herr Lemery erzählet, zweyen Personen von seiner Bekanntschaft wiederfahren ist, so würden sie ganz gewiß dadurch noch mehr wider die Apotheckerkunst aufgebracht werden. Er erzählet, daß diese beyden Personen, da sie sich bey einer sehr warmen Witterung ohngefähr fünf bis sechs Stunden lang an einem Ort aufgehalten hatten, wo viele bleiche Rosen waren, zwölf ganzer Stunden lang so heftig ober und unter sich purgieret wurden, daß sie davon des Todes zu seyn glaubten. Sie fühlten eine Feuchtigkeit, die ihnen häuffig von dem Kopf herunter gienge, welches wahrscheinlicher Weise, wie unser Anmerker saget, daher rührte, weil die flüchtigen Theile der Rosen in die Gehirndrüsen eingedrungen waren, und den Schleim daselbst aufgelöset hatten, der hernach in den Magen fiele.

Hist. de l' Acad. 1699. p. 7.

CXXVII.

Gebackene Spinnengewebe, die man vorhero in Weinessig eingetauchet hatte, stillten einen heftigen Abgang des Geblütes.

In der Arzneykunst ist die Erfahrung der Wegweiser der Klugen; wenn man aber den Aerzten auch

auch die Hülfsmittel, die sie bisweilen durch einen glücklichen Zufall ersinnen, verbieten wollte, so könnte man sich dadurch der herrlichsten Mittel berauben. Eine Frau hatte sich durch einen Fall Schaden gethan, so daß sie vor der Zeit niederkame; die bey zu frühen Niederkunften gewöhnlichen Anstrengungen der Kräften waren bey der ihrigen sehr stark, und hatten ihr einen ausserordentlichen Abgang des Geblütes verursachet, welches mit einer solchen Heftigkeit von ihr weggienge, die nichts zu vermindern fähig war; es war Nacht, und was noch das schlimmeste war, so befande sie sich auf dem Land, so daß die Kranke, da sie von aller Hülfe entfernet war, der Gefahr dieses äusserst en Zustandes, in welchen sie durch den Abgang des Geblütes versetzet wurde, allem Ansehen nach unterliegen muste. Mitten in diesem trostlosen Zustand erinnerte sich ihr Mann noch zum grösten Glück, daß ein Arzt in ein benachbartes Schloß beruffen worden war, und daselbst diese Nacht über bleiben sollte. Man schickte eiligst einen Bedienten nach ihm, und dieser Arzt, der ebenfalls zum grösten Glück der berühmte Chesneau war a), langte an. Er

a) Der Onkel des berühmten Abts von Marsais. Dieser berühmte Arzt war Doctor auf der Universität Toulouse, und von Marseille gebürtig. Er hat einige Wer-

Er besuchte die Kranke, sahe die Gefahr ein, und bemerkte auch sogleich einige Mittel selbige zu entfernen; allein wie konnte man diese Mittel gebrauchen, und wo sollte man die Arzneyen holen? Da war weder ein Wundarzt, noch ein Apothecker zu haben. Was war demnach zu thun? Vieleicht ein jeder anderer als Chesneau würde die betrübte Bedienung eines unnützen Zuschauers zu übernehmen bemüssiget worden seyn. Seine Gegenwart des Geistes erlaubte ihm aber solches keineswegs; er besann sich auf den Gebrauch solcher Dinge, die man in den Häusern vielmehr für einen Unrath als für ein Hülfsmittel ansiehet. Er liese allenthalben Spinnengewebe aufsuchen; tauchte solche, da er deren eine gewisse Menge beysammen hatte, in Weinessig ein, und ließ sie backen, machte darauf eine Art eines Umschlages davon, und legte sie ganz heiß auf die Lenden und hauptsächlich über die Theile, die die Quelle dieses Uebels bedeckten; pectini, sagt er, & lumbis imponendas calide imperavi: und der Erfolg war für seine Eigenliebe sehr schmäuchelhaft: der Abgang des Geblütes hörte fast in einem Augenblick auf; das Blut, welches

Werke herausgegeben, und seine Beobachtungen sind voller vortreflichen Anmerkungen. Sie wurden zu Paris im Jahr 1672. bey dem Leonard, und zu Leyden A. 1719. gedrucket.

ches im Anfang stromweis hervorschosse, mässigte seine Heftigkeit in kurzen, und ließ endlich so merklich und bewundernswürdig nach, daß die Kranke gleich nach dem Gebrauch dieses vortreflichen Mittels in einen Schlaf kame, und keiner andern Hülfe mehr bedurfte.

Man kan sich leicht vorstellen, daß dieses glückliche Hülfsmittel in den Händen des Chesneau nicht unnützlich bliebe: er bediente sich seines seltsamen Bachwerkes noch bey unterschiedlichen andern Gelegenheiten, und versichert, daß, ob er gleich nicht jederzeit eine so gar geschwinde und entscheidende Wirkung davon gesehen hatte, es ihm doch allezeit damit gelungen habe. Er legte unter andern einmal diese Spinnengewebe mit so glücklichem Erfolg einem jungen Menschen, der an dem Nasenbluten den Geist aufzugeben bereit war, auf die Stirne und Nase, daß man sicher behaupten kann, daß er ihn den Tod aus dem Armen gerissen hat.

CXXVIII.

Ein Theil der Klinge eines Hirschfängers wurde acht Jahr nach der Verwundung zwischen der Hirnschale und dem Hirnhäutgen gefunden.

Eine lustige Schwester, die sich betrunken hatte, beschimpfte alle, die bey ihr vorbeygiengen, sie

kam aber sehr unrecht an, da sie einem Menschen, der eben so wenig nüchtern war, begegnete, und sich mit ihm gleichfalls einliesse; indem er ihre Beschimpfungen mit Hieben beantwortete, und ihr mit einem Hirschfänger einen solchen Hieb auf den Kopf versetzte, daß sie Sinn- und Witzlos zu Boden fiele. Man brachte sie nach Haus, sie kam einige Tage lang nicht zu sich; genasse aber endlich wiederum. Acht Jahr nachher starb sie in dem Spital an einem bösartigen Fieber. Man öfnete sie, und fand zwischen der Hirnschale und den Häutgen des Gehirns die Helfte des Theils der Hirschfängerklinge, mit der sie vorher verwundet worden war; der sich darinnen zusammen gerollet hatte, ohne den geringsten Schaden zu verursachen; wenigstens hatte sich dieses Mädgen nach dem Bericht des Zacutus niemals über nichts beklaget.

CXXIX.

Von einer Frau, der man wegen einer Verstopfung der Geburtsfeuchtigkeiten Blutigel an die Mutter setzte.

Man erweiset den Aerzten viele Ehre, wenn ihnen ihre verwegene Streiche gelingen; schlagen ihnen aber ihre Versuche fehl, so läst man sie ihre Strafe deswegen büssen; wenn eben dieser Zacutus in dem Fall, den ich hier anführen will,

seinem

seinem Patienten nicht geholfen hätte, so würde man sich um seinen Beystand nicht viel bekümmert haben; es gelunge ihm aber, und also bezahlte man ihn reichlich. Er wurde zu einer Frau bey ihrer Niederkunft beruffen, bey der sich die Reinigung steckte. Ihre Vernunft geriethe durch diesen Zufall in Unordnung; und sie bekame von Zeit zu Zeit Anfälle der Epilepsie oder der schweren Noth. Man hatte ihr zweymal auf dem Fuß zur Ader gelassen, ohne einige Hülfe dadurch zu erlangen. Die Gefahr war dringend. Man versuchte also eine neue Art eines Hülfsmittels, welches darinnen bestunde, daß man an dem leidenden Theil unmittelbar, nemlich an die Mutter, Blutigeln ansetzte. Man nahm deren drey, bande jeden an einen Faden, den man aussen heraus hängen liese, und liese sie in die Tiefe der Mutter hinein, so daß sie sich unmittelbar in der Substanz selbst anhängen konnten, welches sie auch thaten; man nahm sie darauf weg, da sich dann alle Zufälle auf einmal gänzlich legten.

CXXX.

Besonderer Wahnwitz zweyer melancolischer Personen und ihre Genesung.

Der Wahnwitz der melancolischen Personen gehet nur auf einen einzigen Gegenstand.

Wenn man mit ihnen wegen anderer Sachen, ausser derjenigen, die ihre Narrheit ausmachet, zu thun hat; so befindet man sie ganz vernünftig, ja man bemerket so gar bisweilen einen vorzüglichen Verstand an ihnen; berühret man aber die Seyde, die sie verwundet, so ist alles verlohren, und ihre Vernunft ist auf einmal verschwunden. Man hat gesehen, daß dergleichen Kranke in die lächerlichsten und ungereimtesten Begriffe verfallen sind. Einige haben geglaubt, daß ihre Nase von Glaß, oder ihre Beine von Stroh wären; andere haben sich eingebildet, daß sie Hähne geworden wären, und haben sich bemühet, so wie diese Thiere zu krähen. Herr Boerhaave redet von einem dieser Thoren, der sich eines Tages in den Kopf setzte, keinen Urin mehr von sich zu lassen, damit er die Stadt nicht überschwemmen mögte; er würde an dieser Thorheit gestorben seyn, wenn nicht ein Arzt den Einfall gehabt hätte, um ihn herum zu schreyen und ihm vorzustellen, daß die Stadt in Gefahr stünde, im Feuer aufzugehen, wenn er nicht die Gütigkeit haben wollte, seinen Urin zu lassen, um die Feuersbrunst zu löschen; welcher Grund ihm so wohl einleuchtete, daß er sein Wasser liese, und dadurch gesund wurde: und dieses sind wirklich die einzigen Mittel, deren man sich bedienen muß, wenn man sie curiren will; man muß ihnen in allen, was sie verlan-

verlangen, zu Willen seyn, und sich alsdann bemühen sie zu hintergehen. Was würden zum Exempel bey demjenigen die gewöhnlichen Mittel genutzet haben, der sich immerfort einbildete Kälte zu spüren, und in der grösten Hitze im Sommer Feuer bey sich anmachen liese; an dem er sich so sehr bratete, daß man ihn an Ketten legen muste, um zu verhindern, daß er sich nicht gänzlich hinein stürzen mögte; Mit welchem Mittel war ein Narr von dieser Art zu curiren? Ein portugiesischer Arzt gebrauchte eines, mit welchem er seinen Endzweck erreichte. Er gab ihm zu, daß er allerdings Ursache hätte, sich, weil es so erstaunlich kalt wäre, recht zu erwärmen; darauf sagte er zu ihm, er wolle ihm rathen, weil man ihm nicht erlaubte, sich so nahe als er gerne wollte, zu dem Feuer zu machen, daß er sich vom Kopf bis auf die Füsse mit einem guten Pelzwerk bekleiden sollte, wodurch er sich rechtschaffen würde erwärmen können. Der Kranke billigte den Vorschlag sich auf diese Art zu bedecken. Man hüllte ihn in Schafhäute ein, die man vorhero rechtschaffen in Brandwein eingetauchet hatte, und da er sich recht wohl damit bedecket hatte, so zündete sie der Arzt an, es fieng alles in einem Augenblick Feuer: der Narr, der für diesesmal wirklich mitten im Feuer stunde, sprang für Freude darüber herum, und war im

höchsten Grad vergnügt, einige Augenblicke nachher schrie er, es wäre doch endlich einmal warm; und wurde von der Stund an von seiner thörichten Einbildung befreyet.

Zacutus Lusit. de Prax. med. adm. lib. I. obs. 44.

CXXXI.

Eine Frau wurde von einer Mutterbeschwerung durch die Furcht befreyet, die ihr eine Maus verursachte, welche man ihr unter ihre Unterröcke brachte.

Die Furcht hat nicht jederzeit tödtliche Wirkungen, sie kann vielmehr, wenn man sie zur gelegenen Zeit zu erregen weis, zu einem vortreflichen Hülfsmittel dienen. Eine Frau litte seit achtzehen Monaten an einer Mutterbeschwerung; man hatte keine Mittel gesparet, und deren sowohl äusserlich als innerlich, aber alle ohne den geringsten Erfolg zu erlangen, angewendet. Man wollte schon an ihrer Genesung verzweifeln, als solche unvermuthet durch eine unschuldige List befördert wurde. Man fieng eine Maus, band solche an der Pfote an, und ließ sie einstmalen der Kranken, ohne daß sie sich etwas vermuthete, unter ihre Unterröcke laufen: sie geriethe dadurch, da sie dieses

Thier

Thier an ihren Füssen herum klettern spürte, in ein so heftiges Entsetzen, daß sie ganz ausser sich aus dem Zimmer hinaus liefe. Durch diese unvermuthete Bewegungen, die sich ihr so plötzlich eingedrucket, und eine solche Verwirrung bey ihr verursachet hatten, begab sich die Mutter wieder an ihre gewöhnliche Stelle, und die Kranke wurde gesund.

CXXXII.

Der Kanzler Bacon war so sehr für das Nitrum eingenommen, daß er sich alle Mühe gabe, solches in Engelland in Ansehen zu bringen; was für Folgen in Ansehung der Frauenspersonen daraus entstunden.

Das Nitrum ist ein Salz, dessen Gebrauch die Liebe gar nicht reitzet. Es ist ein kräftiges Mittel in solchen Fällen, da man einer zu besorgenden Entzündung des Geblütes vorzubeugen suchet. Der Kanzler Bacon hatte gegen diese salzigte Substanz eine grosse Neigung geschöpfet. Er gab sich alle Mühe den Gebrauch desselben in Achtung zu bringen, und gewanne alle englische Aerzte, daß sie seiner Absicht beypflichteten. Das Nitrum wurde eine allgemeine Mode. Auf das Wort eines so so grossen Mannes verschwendete man es fast bey allen Krankheiten. Ja man bediente sich desselben so gar bey vollkommener Gesundheit als eines Prä-

servativs, aber die Frauen verbanneten dieses Mittel in kurzer Zeit. Sie merkten, daß ihre Männer, seit dem sie selbiges gebrauchten, wenigere Neigung bezeigten, ihre verliebten Triebe zu befriedigen. Sie hielten sich deswegen an den Kanzler, der solches ausgebreitet hatte. Einige derselben, die wahrscheinlicher weise mehr empfindlich als vernünftig waren, giengen so weit, daß sie ihn der Zauberey beschuldigten. Ich will hier unten in einer Anmerkung dasjenige anführen, was ein in grossem Ansehen stehender Arzt hievon saget. *)

Allem

*) - - invaluerat nimirum Baconis verulamii suasu & encomiis, Nitri usus in Anglia, adeo ut pene universaliter cuivis morbi unico hoc remedio ut adparebat profligarentur; sed quum aliquot annorum tractu, qui huic Medicamini assueverant, sentirent se indies viribus languescere, sicut & prostratus vorandi & bibendi appetitus languebat, & sexus opprime sequior deprehenderat ingens *suae felicitati summae* in re venerea detrimentum, nesciens quodnam veneficium in Anglia, in hac Palestra, alias admodum strenuos ligasset, & satagendo huic negotio ineptos reddidisset, detecta tandem hujus ingentis miseriae causa, adeo communi odio & ira, in usum Nitri medicum insurrexere mulieres æque ac viri, ejusque auctorem Baconem maledictis excepere, ut vix a præmeditati, in detrimentum gentis veneficii labe & accusatione publica se vindicare

Allem Vermuthen nach würden diese englische Damen dem Baron von Verulam weit mehrere Verbindlichkeit bezeiget haben, wenn er ihnen das Geheimniß dieser amerikanischen Weiber gelernet hätte, von denen Vespucius erzählet, daß sie öfters den Männern aus allen Leibeskräften nachlaufen, und gewisse Kräuter bey sich haben, mit denen sie die Leiber ihrer Männer reiben, um ihre Kräften zu verstärken. Wenigstens bezeuget dieses ein italienischer Schriftsteller in folgenden: Nell istorie dell Indie narra Americo Vespuci, d' esser capitato ad una certa costa, dove trove femmine de tanta libidine, che come spiritate correvano dietro à suoi marinari, perche usassero con esso loro; e dice che avevano un sugo di non so che erba col quale bagnando le parti genitali degli huomini, non solo cagionavano, *ut citius ac sæpe erigerent, sed etiam quod eorum penis in insolitam excresceret magnitudinem*, il che piaceva lo mirabilmente; *) welches man ohne Mühe glauben kan.

CXXXIII.

care potuerit - - - - - Hummelius in tract. de Arthritide,

*) Alessandro Tassoni, pensieri diversi. lib. 5. cap. 30.

CXXXIII.

Von einem Menschen, der alle Monat wie eine Weibsperson seine ordentliche Reinigung hatte.

Man sagt, daß die Natur in ihren Wirkungen beständig seye; sie irret aber auch manchmal. Zu welcher Absicht gab selbige diesem Menschen, von dem ein Schriftsteller (Zacutus Lusitanus) redet, eine ordentliche monatliche Reinigung, welche ausser den Personen des weiblichen Geschlechts keinen Nutzen hat? Er hatte keinen Bart, und spürte alle Monat vier bis fünf Tage lang einen sehr beträchtlichen Abgang des Geblütes, und zwar durch einen solchen Theil seines Leibes, der gar nicht zum Ablauf des Blutes geschaffen ist; und wenn sich dieser Ausfluß einiger massen hemmte, so begleiteten ihn reisende Empfindungen, ein Schmerzen in den Lenden und eine ausserordentliche Schwere und Trägheit, daß er sich zu einer Aderlässe an dem Fuß bequemen muste, welche, indem sie diesen seltsamen Lauf beförderte, alle diese Zufälle vertriebe.

Der Hirt, von dem Herr le Beuf in seinem medicinischen Journal tom. 5. p. 280. redet, befande sich ganz gewiß in eben diesem Zustand, ausser daß er noch mehrere Aehnlichkeit mit der Natur des andern

dern Geschlechtes durch so schöne Brüste zeigete, dergleichen kaum ein zwanzig jähriges Mädgen aufweisen kan. Er war nicht der einzige in seiner Verwandtschaft, mit dem die Natur so gespielet hatte, dann, wie er selbst dem Verfasser dieser Bemerkung berichtet hat, so hatten sein Vater, funfzehen Brüder und eine Schwester von ihm, alle an diesem bewundernswürdigen Zufall der Natur gleichen Antheil.

CXXXIV.

Zwey Ordensgeistliche von einerley Gestalt und Temperament wurden in einer Stunde von einem Seitenstechen überfallen, und genassen beyde zu gleicher Zeit durch einerley Arzneymittel.

Ein Ordensgeistlicher wurde vom Seitenstechen überfallen, und in eben diesem Augenblick bekam auch zugleich einer seiner Mitbrüder dieses nämliche Uebel; sie waren beyde von einerley Alter, von gleichem Temperament, und sahen auch einander dem Gesicht nach vollkommen gleich, so wie auch ihre Krankheiten von einerley Beschaffenheit waren. Die Seitenstiche überfielen einen wie den andern in einerley Augenblick, und die übrigen Zufälle gleichten einander bey beyden so vollkommen, daß man bey ihrer Cur nur einen hätte besuchen

dör-

dörfen. Man gebrauchte einerley Arzneymittel bey ihnen, deren Wirkung so sehr übereinstimmte, daß diese beyde Ordensgeistliche an einem Tag gesund wurden. Das besonderste dabey ist, daß sie weder Verwandte, noch Landsleute, noch von gleichem Character waren.

Amatus Lusit. cur. med. centur. quint. obs. 15.

CXXXV.

Bey der Eröfnung eines Cadavers zeigte sich ein Sack voll Eiter an statt der Lunge, ohne daß der Kranke jemals weder Schleim gehustet noch ausgeworfen hatte.

Ludwig Nonnius, ein Arzt aus Antwerpen, sahe ein Mädgen von drey Jahren an einem viertägigen Fieber sterben. Man öfnete selbiges und fande in dem Leib an statt der Lunge nichts anders als eine Art eines Sacks, der mit Eiter angefüllet war, und gleichwohl, welches zum Erstaunen ist, hatte dieses Kind niemals im geringsten nicht gehustet, noch einigen Schleim ausgeworfen. Wenn man diesen Zufall mit demjenigen vergleichet, den ich weiter unten in der 141 Bemerkung, die von den erstaunlichen Wirkungen eines Kerns von einer Weinbeer, der in den Luftröhren gestecket war, handelt, anführen werde, was soll

man dann von diesen verwegenen und unwissenden Aerzten denken, die alle Augenblick bereit sind, das Uebel, das sie vertreiben sollen, zu entscheiden?

CXXXVI.

Ein Herzog von Beaufort asse alle Tage mehr als ein Pfund Zucker.

Jedermann kennet hier (zu Lüttich), sagt Heer, eine junge Dame, welche jedesmal, so oft sie etwas süsses oder gezuckertes isset, sogleich die heftigsten Zahnschmerzen empfindet, die sie nicht anderst stillen kan, als wenn sie etwas bitteres oder saueres darauf isset. Ich habe sie, fähret dieser Verfasser ferners fort, diesen Sommer über in den Bädern zu Spa gesehen: sie wollte überzuckerte Aniskörner essen, und kaum hatte sie deren einige zu sich genommen, so bekam sie Schmerzen in den Zähnen, und der ganze Kinnbacken geschwolle auf eine merkliche Art auf.

Diese Dame war nicht wie dieser Herzog von Beaufort, der in seinem siebenzigsten Jahr gestorben war, und vierzig Jahre lang alle Tage mehr als ein Pfund Zucker gegessen hatte; diese grosse Menge Zucker thate seiner Gesundheit nicht den geringsten Schaden: man fande nach seinem Tod alle seine Eingeweide vollkommen gesund, und seine Zähne waren alle fest, ohne daß einer derselben fehlte

te *). Ein Engelländer dessen Gottfried erwähnet, der ein ganzes Jahrhundert durchlebte, pflegte täglich bey allen seinen Speisen sehr viel Zucker zu essen. Man weiß, daß die Negern, die davon gelaufen waren, und sonst nichts zu essen hatten, als Zuckerrohre, die sie saugten, sich funfzehen bis zwanzig Tage lang davon ernährten.

CXXXVII.

Ein junger Mensch bekam alle Monate den Schwindel so stark, daß er jedesmalen darauf von Sinnen kam; worauf sich dieser Zufall durch einen Abgang von vier bis fünf Unzen Blut, das ihm aus den Augen heraus drunge, endigte.

Es giebt gewisse Krankheiten, die von der besondern Beschaffenheit und Einrichtung dieses oder jenes Menschens abhängen, und durch alle Bemühungen der Kunst nicht gehoben werden können. Naturam expellas furca tamen usque recurret. Ein junger Mensch war alle Monat einem

*) Es ist gegenwärtig niemand mehr unbekannt, daß der Zucker die Zähne weit weniger, als die Bewegung des Saugens verdirbt, und daß, wenn man sich gewöhnte, eine jede andere Sache wie z. E. das Brod zu saugen, die Zähne eben so wohl davon Schaden leiden würden.

nem ganz besondern Uebel unterworffen; er bekam jedesmal einen so starken Schwindel, daß sich alles vor seinen Augen herum drehete, worauf er plötzlich sinnlos niederfiele, die Augen verschlosse und nichts als stammlende Worte hervor bringen konnte. Dieser Anfall dauerte einige Zeit lang, und hörte nicht eher auf, als bis er blutige Thränen vergosse; er weinte und gab vier bis fünf Unzen Blut aus den Augen von sich, ohne den geringsten Schmerzen davon zu empfinden, und wenn dieses geschehen war, so hörte der Schwindel und die Betäubung auf, und der junge Mensch wurde wieder gesund. Es war beynahe kein Mittel in der Welt, das er nicht gebrauchte, um dieses Uebel zu vertreiben, aber die Natur widersetzte sich der Wirkung aller Hülfsmittel.

CXXXVIII.

Ein alter Säufer, an dessen Aufkunft von einem anhaltenden Fieber man gänzlich verzweifelte, curirte sich mit Wein.

Ein alter Säufer lag an einem anhaltenden Fieber krank, die Aerzte verzweifelten an seinem Leben, und es war mit ihm bereits auf das äusserste gekommen, da er Lust bekam Wein zu trinken; man gab ihm welchen, und er trank dessen eine solche

Menge, daß ein gesunder davon würde beschweret worden seyn; es hatte aber deswegen so wenig Noth mit ihm, daß er sich vielmehr von diesem Augenblick an zu bessern anfienge, und nach einigen Tagen sich nicht nur ausser Gefahr, sondern vollkommen wohl befande. Diese Bemerkung würde etwas anzüglicheres in sich fassen, wenn sich ein anderer, als ein Säufer, mit diesem Mittel geholfen hätte; allein, wem ist wohl unbekannt, was man der Gewohnheit zuschreiben muß, und daß selbige gleichsam die zweyte Natur ist.

CXXXIX.

Einer Frau kommt nach vorhero empfundenen heftigen Schmerzen eine Nadel aus dem Knie hervor.

Ein Nichts kan uns manchmal zu Grunde richten; wie solches folgender Zufall, den ich erzählen werde, erweisen könnte, wenn neue Beweise davon nöthig wären. Eine junge Frau stieß eines Tages, da sie erwachte, ein heftiges Geschrey aus, und beklagte sich über einen ausserordentlichen Schmerzen an dem Knie. Man besichtigte selbibiges, konnte aber nichts daran bemerken; inzwischen hielten die Schmerzen an, und versetzten die Kranke in den gefährlichsten Zustand. Man befürchtete alles für ihr Leben; man ließ ihr zur Ader, die

die Schmerzen liesen doch nicht nach; man legte Umschläge auf denselbigen Theil, die eben so wenig halfen; endlich nach drey Tagen, die sie unter dem jämmerlichsten Leiden zugebracht hatte, sahe man eine Nadel durch das Knie durchstechen, und so bald man selbige heraus zoge, so hörte alles Uebel auf, die Schmerzen verschwanden, und die Kranke erlangte wieder ihre Gesundheit.

CL.

Von einigen Steinen in den Nieren, die mitten in dem Harngang starken Schmerzen verursachten, und welche Herr Lamy und Herr Mery für ein Geschwür in diesem Theil hielten.

Wie sehr haben sich die Aerzte öfters über die Natur zu beklagen! es scheinet, als ob selbige bisweilen in den Krankheiten gleichsam mit Fleiß, und um sie zu hintergehen, solche Umwege zu nehmen beliebte, bey denen sich ihre Einsichten verirren. Ein Edelmann aus der Normandie, der an einer Beschwerlichkeit bey dem Urinlassen litte, und wenn er das Wasser gelassen hatte, starken Schmerzen und eine Hitze mitten in dem Harngang empfande, auch mit dem Urin Eiter von sich gabe, gieng in der Absicht nach Paris, den seligen Herrn Lamy deswegen um Rath zu fragen. Dieser Arzt glaubte aus al-

len diesen Zufällen ein Geschwür in dem Gang der Harnröhre zu erkennen, und der berühmte Wundarzt Mery war ebenfals dieser Meynung. Sie gaben den Rath, diesen Gang bey der Gegend des Geschwüres zu öfnen, um selbigem mit den zur Sache dienlichen Mitteln desto leichter beykommen zu können. Man nahm diese Operation vor, allein wie sehr erstaunten nicht diese beyden geschickten Männer, da sie in der Harnröhre weder ein Geschwür, noch einige Verletzung fanden, sondern alles in dem vollkommensten gesunden Zustand antrafen. Nachdem der Kranke fünf oder sechs Tage nach dieser Operation gestorben war, ließ Herr Lamy den Unterleib öffnen, und glaubte das Geschwür in dem Hals der Blase, oder in der Blase selbsten zu finden; allein es war daselbst der Sitz dieses Uebels eben so wenig anzutreffen, sondern selbiger zeigte sich in den Nieren, in denen man nicht nur unterschiedliche Steine von einer merklichen Grösse, sondern auch mehr als ein ganzes Laßbeck voll Eiter fande, der heraus gienge.

CXLI.

Eine Jungfer genasse von der Schwindsucht dadurch, daß sie einen Kern von einer Weinbeer von sich gabe.

Saint Andree, einer der Leibärzte des Hochseligen Königs, erzählet, daß er eine Jungfer gesehen habe, welche seit langer Zeit von einem starken Husten mit schweren Athemholen geplaget war, und von einem langwührigen Fieber, das ihr nach und nach den Untergang drohete, und man für lungensüchtig hielte, ausgezehret wurde, welches sich einige Tage nachher dadurch auf einmal verlohre, da sie durch den Auswurf einen Kern von einer Weinbeer von sich gabe, den sie ohnvermerkt hinunter geschlucket, und in die Luftröhre, oder die andern kleinen Luftgänge gebracht hatte. Wie vieles Mistrauen müssen nicht dergleichen Zufälle bey den Aerzten erregen! wie deutlich ergiebt sich nicht daraus, daß nur die Unwissenheit so verwegen seyn kan, so gleich ohne Widerruff entscheidende Urtheile zu fällen! Wer hätte nicht glauben sollen, daß die Lungen dieser Kranken völlig schwürig seyn müssen? und gleichwohl war nur ein bloser Weinbeer-Kern die Ursache aller dieser Unordnungen.

CXLII.

Eine anhaltende rothe Ruhr wird mit einem Degenstoß curiret.

Für manche Sache ist ein Unglück nützlich: die Wahrheit dieses Sprichworts zeiget sich in der Naturgeschichte eben so oft, als in der Sittenlehre. Herr Vandermonde hat in dem medicinischen Journal eine Bemerkung aufgezeichnet, welche die Richtigkeit derselben beweiset.

Ein Einwohner in Macao Namens Johann Savacho, der fünf und dreysig Jahr alt war, und eine sehr gute Leibesbeschaffenheit hatte, war schon drey Jahr lang mit einem heftigen Bauchfluß geplaget, der ihn des Tages über, mehr als zwanzigmal zum Stuhlgang triebe. Er hatte alle Arten der Mittel versuchet, ohne daß ihm geholfen war worden, endlich brachte der blose Zufall seine Genesung zuwege. Er schlug sich mit jemand auf den Degen, und wurde in der rechten weichen Seite zwey quere Finger breit, unter dem Nabel, verwundet. Der Stoß gieng in den Unterleib hinein, es brach sogleich ein heftiges Fieber aus, und es stellten sich der Schlucken, häuffiges Erbrechen, Durst, schweres Athemholen, und alle Zufälle, die mit einer schweren und gefährlichen Verwundung verknüpfet

sind, ein. Die Cur bestunde in wiederholten Aderlässen, öftern Einreiben der Medicamenten in den verwundeten Theil, und hauptsächlich in einer sehr strengen Diät. Man gebrauchte bey seiner Wartung und Verbindung Federkiele, die in den ersten Tagen mit Eiter machenden Mitteln und nachgehends mit Arcäus Balsam angefüllet waren; nach dreysig Tagen legten sich alle Zufälle, die Wunde schlosse sich, und der Kranke wurde vollkommen gesund hergestellet.

Der Arzt suchte dem Kranken zu der Zeit, da es sich wegen seiner Verwundung mit ihm besserte, auch zugleich zur vollkommenen Genesung von seiner Ruhr zu verhelfen, die sich aber von selbsten verlohre, so wie sich auch der Lust zum Essen einstellte, die Verdauung ohne Mühe von statten gienge, und alle Verrichtungen des Körpers sich wieder in ihrem natürlichen Zustand herstellten; welcher Zufall bey dem Arzt ein grosses Erstaunen erregte, das sich dadurch noch mehr bey ihm vermehrte, da er sechs Jahr nachher diesen jungen Portugiesen vollkommen gesund antrafe.

Herr Prat erzählet in eben diesem Journal den nämlichen Umstand von einem Officier aus Lousiane, der, nachdem er in der Gegend des Oberschmeerbauches der rechten weichen Seite, einen Stoß mit

einem Degen bekommen hatte, welcher vier Finger breit von den äussersten Wirbelbeinen am Rücken eine zweyte Oeffnung machte, von einem hartnäckigen Bauchfluß geheilet wurde, der mit sehr heftigen Reissen, und schleimichten auch bisweilen blutigen Stuhlgang, begleitet war.

Könnte man nicht die Genesung dieser beyden Arten der Ruhr einer gemeinschäftlichen Ursache, nämlich der Suppuration zuschreiben? Es ist bekannt, daß die mehresten anhaltenden ruhrartigen Flüsse fast jederzeit von einer verderbten Galle oder verderbten Säften in den Magenadern herrühren: und in diesem Fall könnte man vermuthen, daß sich die Natur den Zeitpunct der Suppuration in so weit zu Nutze gemacht, daß sie vermittelst selbiger alle üble Säure, welche die übrigen Säfte noch hätten anstecken können, aus dem Körper vertrieben, und gleichsam so zu reden eine allgemeine Verneuerung der Feuchtigkeiten und Säfte verschaffet habe. Dem seye übrigens wie ihm wolle, so will ich inzwischen niemand rathen, sich eben dieses Mittels wider die Ruhr zu bedienen, dann ein Stoß mit einem Degen durch den Unterleib heilet oft alle Uebel auf einmal.

CXLIII.

CXLIII.

Ein Kranker befreyte sich von einem anhaltenden Fieber dadurch, daß er wieder anfienge Toback zu schnupfen. Die Stärke der Gewohnheit.

Wenn sich jemand eine gewisse Gewohnheit einmal eigen gemachet hat, so muß man sich wohl hüten, ihm solche auf einmal abzugewöhnen. Es ist geschehen, daß Leute, die aus dem Sauffen ein Gewerb gemachet haben, da man ihnen den Gebrauch des Weins und anderer gährenden Getränke auf einmal untersaget hatte, in eine ausserordentliche Mattigkeit, ja so gar in eine Art der Auszehrung verfielen, von der man ihnen nicht anderst, als wenn man ihnen ihr Getränk wieder erlaubte, helfen konnte. Die Aerzte bezeigen nicht jederzeit genugsame Aufmerksamkeit auf diese Stärke der Gewohnheit, die gleichwohl sehr mächtig ist, wie solches tausend Beyspiele beweisen. Ein Kranker, der bereits schon drey Wochen lang an einem anhaltenden Fieber darniederlage, welches ungeachtet der vielen Aderlässen, Purganzen und anderer gebrauchten Arzneymittel nichts von seiner Heftigkeit verlohren hatte, hatte sich ohngefähr zwey Monat vor seiner Krankheit den Gebrauch des Tabacks

 abge-

abgewöhnet; der Arzt, welcher ihn bediente und zu seinem Glück von diesem Umstand Nachricht hatte, sahe wohl ein, daß er, wenn er sich dessen wieder bedienen würde, dadurch eine heilsame Veränderung erregen würde: und in der That, so bald als dieser Kranke wieder anfienge Taback zu schnupfen, so ließ das Fieber nach, die Zufälle hörten auf, und er erlangte in wenig Tagen seine vollkommene Gesundheit. Der Taback curirte also sein anhaltendes Fieber.

Man lieset in der vortreflichen Praxis des Zacutus, daß ein junger Mensch, der jederzeit gewohnt war, warmes Wasser zu trinken, da er einstmalen bey dem Ende des Anfalls eines heftigen dreytägigen Fiebers die Unvorsichtigkeit begienge, ein Glas kaltes Wasser zu trinken, zwey Stunden darauf des Todes war.

CXLIV.

Ein Kranker, den man beredete, sich bey dem Abnehmen eines anhaltenden Fiebers zur Ader zu lassen, starb daran. Ein Wundarzt wollte eine Frau trepaniren, die weiter nichts als Mutterbeschwerungen hatte.

Jedermann betrüget sich, die Aerzte aber sind diesem Fehler am allermehresten unterworfen.

Wenn

Wenn jemand, der Lust hat grosse Bücher herauszugeben, sich einmal sollte im Sinn kommen lassen, die Versehen und Fehler der Aerzte kund zu machen, so wird er seine Sammlung mit folgenden zwey Beyspielen vermehren können. Zwey alte Aerzte, sagt Saint Andree (in seinen Betrachtungen von der Natur der Arzneymittel p. 136.) besuchten vor einiger Zeit, einer nach dem andern, einen Kranken bey dem Abnehmen eines Fiebers, an welchem er darnieder lage. Der erste gab ihm den Rath, weil er ihn sehr schwach und fast von dem Fieber verlassen befande, daß er die Natur wirken lassen, und gar keine weitern Arzneymittel mehr gebrauchen sollte. Der zweyte verordnete ihm eine Aderlässe; und da der Kranke, so wohl deswegen, weil ihm der erste alle Arzneymittel untersaget hatte, als auch weil er sich sehr schwach befande, einen starken Widerwillen wider dieses Hülfsmittel bezeigte, so versicherte er ihm, daß er des Todes seyn würde, woferne er sich nicht zu Ader liese. Der Kranke wurde durch diese Antwort dergestalt in Schrecken gebracht, daß er sich zur Aderlässe entschlosse. Der Arzt wohnte der Operation bey, hätte aber besser gethan, wenn er solches unterlassen hätte; denn kaum war die Oeffnung verbunden, so fiele der Kranke in eine Ohnmacht, von der er niemals mehr wieder zu sich kame.

Ein

Ein Arzt wurde, da er einstens durch ein Dorf reiste, ersuchet, eine Frau zu besuchen, die man trepaniren wollte. Einer seiner Collegen und zwey Wundärzte sagten ihm, daß die Kranke des Tages vorhero von einer ihrer Nachbarinnen war mißhandelt worden, die ihr einen so heftigen Stoß gegeben hatte, daß sie rücklings auf den Kopf gefallen, und seit dem ohne Bewegung, Empfindung und Verstand geblieben wäre; und daß, ob man gleich äusserlich keine Wunde sahe, doch die Hirnschale eingestossen worden seye, weswegen sie sich entschlossen hätten, solche durch einen Schnitt zu öfnen, und anzubohren. Der Arzt, der mehr Geschicklichkeit, als diese drey Rathgeber besasse, erkundigte sich bey dem Mann, ob seine Frau nicht bisweilen Mutterbeschwerungen, oder Dünsten (Vapeurs) unterworfen wäre, und ob er sie sonst niemals in dem gegenwärtigen Zustand gesehen habe. Er berichtete ihm, daß sie schon zweymal in solche Ohnmachten gefallen wäre, von denen sie erst zwey bis drey Stunden nachher sich wieder erhohlet hätte. Auf diese Nachricht befühlte der Arzt die Gegend an dem Kopf, wo sie sich sollte etwas eingestossen haben, und bemerkte wirklich daselbst eine kleine Hölung, da er aber mit dem Daumen stark daran druckte, ohne daß sich ein neuer Zufall bey der Patientin ereignete, noch in dem Puls einige

Ver-

Veränderung dadurch zu bemerken war, so glaubte er, daß diese Hölung natürlich seye, in welcher Meynung er dadurch noch mehr gestärket wurde, da er an andern Orten, auf welche die Kranke nicht gefallen war, mehrere solche Hölungen fande. Er rufte demnach den Medicum und die Wundärzte bey Seite, und gab ihnen ihren Irrthum zu erkennen, und zeigte ihnen, daß die Zufälle, die ihrer Meynung nach von einer eingebildeten Verletzung der Hirnschale herrührten, solche Umstände wären, die bey Frauen, welche mit Mutterbeschwerungen behaftet sind, etwas gewöhnliches, und bey dieser von dem Zorn und der Furcht erreget worden wären. Anstatt ihr die Hirnschale anzubohren, wie sie Willens waren, ließ er ihr ein scharfes Clystir geben, auf welches die Kranke, da sie es kaum im Leib hatte, wieder zu sich kam, zu reden anfienge, und in zwey bis drey Tagen ganz gesund hergestellet war. Die Fehler eines Arztes können denjenigen seiner Mitbrüder, die zu denken gelernet haben, nützliche Lehren geben.

CXLV.

CXLV.

Ein Soldat vertriebe sich ausserordentlich heftige Zahnschmerzen, die er litte, dadurch, daß er aus Versehen ein wenig Schnee in dem Mund behielte.

Ein Soldat hatte so heftige Zahnschmerzen, daß er bisweilen ganz rasend davon wurde. Die allergeschicktesten Mittel konnten die Heftigkeit seiner Schmerzen nicht im geringsten mindern. Er thate Opium in den Zahn, aber auch dieses verschafte ihm keine Linderung. Endlich verschafte ihm ein glücklicher Zufall eine Ruhe, auf welche in kurzen eine gänzliche Genesung erfolgte. Da er aus Versehen ein wenig Schnee, in welchem man seine Getränke abkühlte, in dem Mund behielte, so empfande er augenblicklich eine so merkliche Besserung, daß er zu wiederholtenmal sich dieses Mittels bediente, und so oft er zerschmolzen war, wieder neuen Schnee in den Mund nahme: wodurch er sich in kurzer Zeit von allem Schmerzen befreyet befande. Unterschiedliche Personen, die sich nach diesem glücklichen Versuch, dieses schlechten Mittels bedienten, fanden jederzeit diesen bewundernswürdigen Erfolg *).

CXLVI.

*) Der Magnet wirket, wenn man eine ähnliche Empfindung damit erreget, eine eben so geschwinde Genesung.

CXLVI.

Ein vornehmer Herr, dem die Zunge von dem zu vielen Trinken ausserordentlich aufgeschwollen war, genasse durch den Gebrauch der Blutigel.

Manche Genesungen sind beynahe für Wunderwerke zu achten. Ein gewisser vornehmer Herr reiste nach Portugall. Dreyhundert Meilen weit von Paris trinkt ein Franzoß gar zu gerne mit dem andern. Dieser tranke wenigstens mit seinen Landesleuten, die er zu Lissabon antrafe, rechtschaffen, so daß seine Zunge durch die allzugrossen Ausschweifungen dieser Art, auf eine so ausserordentliche Art aufgeschwolle, daß er davon zu ersticken glaubte. Sie verstopfte alle Luftröhren und Gänge dergestalt, daß er ganz blau wurde. Sein Gesicht geschwolle zusehends, und er befand sich in unvermeidlicher Todesgefahr, als ein Arzt darauf verfiele, ihm vermittelst vier Blutigeln, die er an einen Faden anhienge und ihm an die Zunge setzte, zu helfen. Sie hatten sich kaum darinnen eingebissen, so verlohre sich die Gefahr. Die Zunge bekam wieder ihre gewöhnliche Gestalt, die übrigen Zufälle legten sich, und der Marquis dachte nicht weiter mehr an das Sterben.

CXLVII.

Don Juan von Oesterreich starb an der Hemorragie, und nicht am Gift.

Don Juan von Oesterreich, Carls V. natürlicher Sohn, der A. 1576. Gouverneur in den Niederlanden wurde, starb in einem Alter von zwey und dreyssig Jahren, nicht, wie man in der letzten Ausgabe des Morery sagte, am Gift, sondern ein wenig aus Versehen seiner Aerzte. Dieser grosse Feldherr litte stark an der goldenen Ader, mit der er behaftet war; ganz natürlicher Weise hätte man ihm nur Blutigeln setzen dörfen, so würde er bald wieder haben hergestellet können werden, aber man beliebte lieber einige Einschnitte mit der Lanzette zu machen, die er mit seinem Leben bezahlte. Das Blut kam in so häuffiger Menge, und der Blutfluß war den Hülfsmitteln so sehr überlegen, daß dieser durchlauchtige Kranke innerhalb vier Stunden seinen Geist aufgabe.

Dyonis Daca. lib. 3. de apostemat. cap. 43. & Zacut. Lusit. de prax. Med. admir. lib. 3. obs. 59.

CXLVIII.

Ein besonderes Mittel, dessen sich ein Arzt bediente, um einen Blutigel, der sich in den Mastdarm hinein begeben, wieder heraus zu bringen.

Gewisse Aerzte verordneten einem Kranken, welcher schon seit langer Zeit an einem viertägigen Fieber darnieder lage, und davon ziemlich abgemattet war, daß er sich einige Blutigel sollte setzen lassen; er ließ sich solches gefallen, und ein Wundarzt setzte sich in Bereitschaft ihm solche anzusetzen. Er war aber allem Ansehen nach nicht sonderlich wohl zu diesem Umstand abgerichtet, indem er den ersten Blutigel, den er nahme, so geschwind aus seinen Fingern entwischen ließe, daß selbiger schon weit in den Mastdarm darinnen war, ehe er sich noch kaum bemühet hatte, ihm diesen Eingang zu verwehren. Es entsetzten sich alle gegenwärtige Personen, und wußten nicht, was sie bey einem so ausserordentlichen Umstand sagen sollten. Man schickte nach Aerzten; deren einer die Versicherung gab, daß er das Thier heraus bringen wolle. Er ließ sich trocknen Ochsenmist bringen, vermengte solchen mit zu Staub gemachten Wanzen (der Verfasser, von dem ich diesen Umstand her habe, saget, daß der Bieber eben diese Eigen

schaft habe) und legte ihn etwas warm auf den Hintern, ließ darauf den Saft von einigen Zwiebeln auspressen, und spritzte solchen ganz rein in den Mastdarm, da dann einige Augenblicke nachher der Blutigel durch einen Stuhlgang halb tod heraus getrieben wurde.

Derjenige Blutigel, welcher in die Hölung der Nase dieses jungen Menschens kame, von dem Zacutus redet, wurde nicht so glücklich heraus gebracht. Des Wundarztes Absicht war, daß er nahe bey der Nase anbeisen sollte, da er sich aber nicht genugsam in Acht nahme, so zoge er sich so weit in die Nasenlöcher hinein, daß man ihm mit nichts verwehren konnte den Patienten ums Leben zu bringen, welcher zwey Tage darauf sturbe.

CXLVIX.

Eine heftige Colick wird durch die Auflegung des Schnees gestillet.

Sachen, die einander entgegen sind, verursachen bisweilen in unsern Körpern eben dergleichen Verwüstungen, daher fällt es öfters so schwer die Natur und Beschaffenheit der Uebel, die uns quälen, genau und eigentlich zu erkennen: daher entstehet auch die Verlegenheit, eben das

rechte

rechte und zur Sache tauglichste Mittel anzuwenden. Die Colick ist öfters eine Wirkung der allzuhäuffig mit Eiß abgekühlten genossenen Geträncke; gleichwohl ist doch bisweilen das Eiß selbst ein Hülfsmittel wider die Colick. Ein junger Mensch, der mit diesem Uebel behaftet war, empfande ausserordentliche Schmerzen, die bereits schon drey Tage lang anhielten, und in dieser ganzen Zeit der Wirkung der besten Arzneymittel widerstanden hatten. Es war Winter und lag viel Schnee: der Arzt, welcher endlich müde war die Hülfe so vieler Arzneymittel vergebens zu versuchen, nahm davon eine Massa, und legte solche, wie ein Pflaster, über den ganzen Bauch, einen andern Theil davon vermengte er mit Zucker, und befahl dem Kranken davon so viel zu essen, als er wollte. Da er erstaunlich durstig war, so asse er dessen ausnehmend viel, und nach Verlauf einer Stunde schrie er, daß er genesen wäre.

CL.

Ein alter Mann von sechs und neunzig Jahren war so wollüstig, als ein Mensch von zwanzig Jahren.

Insgemein pfleget die Liebe mit dem Alter zu erlöschen. Das Feuer der Leidenschaften, wel-

ches die Seele ernähret und unterhält, verzehret den Körper, entkräftet ihn, und vertrocknet die Quelle dieses reichlich fliessenden Saftes, welcher der Jugend die Blüthe, und dem männlichen Alter die Frucht gabe, und das Alter mit Reue und Begierden beschweret. So ist der gewöhnliche Lauf der Natur: sie machet sich aber auch manchmal ein Vergnügen daraus, ihre eigenen Gesetze zu brechen: sie gehet besondere Abwege, sie bringt athlethische Temperamente, wirkliche eiserne Körper, mit einem Wort, solche Menschen hervor, die allezeit jung bleiben, ob sie gleich alle äusserliche Kennzeichen des Alters und der Leibesschwachheit an sich tragen.

Ein gemeiner Mann von einer mittelmässigen Leibesgestalt, und einem colerischen Temperament, der zu einer harten und rauhen Lebensart gewöhnet war, hat vor drey Jahren in seinem sechs und neunzigsten Jahr eine Frau geheurathet, die nur drey und neunzig Jahr alt war; diese seine ruhige Helfte hatte ihre Jungferschaft sorgfältig erhalten; ein so wohl zu Rathe gehaltener Besitz erneuerte ohne Zweifel die Begierden dieses alten Titons, der noch mächtiger und glücklicher, als dieser Gott, die Pflichten des Ehestandes dreymal in einer Nacht, so muthig, als es der stärkste Mann hätte thun kön-

können, erfüllte. Ich bin von der Wahrheit dieser Sache so gewiß überzeuget, als man es nur seyn kann, sagt Herr Behr. Und was am hauptsächlichsten zu bewundern ist, so hat dieser alte Fechter seit drey Jahren, so lang die Uebung dauret, keine merkliche Veränderung an seiner Gesundheit gelitten.

Journ. de Med. tom. 6. p. 304.

CLI.

Der Großvater des Felix Platerus hörte erst mit hundert Jahren auf Kinder zu zeugen.

Man hält es für eine Art eines Wunderwerkes in dem verwichenen Jahrhundert, daß der Herzog von S. Simon noch in einem Alter von zwey und siebenzig Jahren Vater werden konnte; inzwischen erzählet Valerius Maximus *), daß der König Masinissa von Numidien, den Methymnates nach sechs und achtzig Jahren gezeuget habe. Ein anderer viel neuerer Geschichtschreiber hat berichtet, daß der König Uladislaus von Pohlen, in seinem zwey und neunzigsten Jahr zwey Knaben zeugte, und Felix Platerus meldet, daß sein Groß-

*) Lib. VIII. de Senectute memorabili Ext.

vater erst, da er bereits schon hundert Jahr alt war, aufhörte Kinder zu zeugen. Massa erwähnet eines Mannes, der in seinem zwey und siebenzigsten Jahr einer sechzigjährigen Frau ein Kind verschafte. Dieses Beyspiel ist noch besonderer, indem die Weiber eine viel kürzer eingeschränkte Zeit zum Kindergebähren haben, als die Männer.

CLII.

Ein Schüler, der zwey Unzen Blut getrunken hatte, verlohr seine Vernunft davon.

Sollte das Blut wohl die Eigenschaft eines Giftes bey denen bekommen, die es trinken? Es giebt Exempel, die solches zu versichern scheinen. Es ist bekannt, daß der Poet Lucretius dadurch um seine Vernunft kame, weil er Blut zu sich genommen hatte, welches ihm seine Frau in der Hoffnung, ihn sich dadurch ihr noch geneigter zu machen, eingegeben hatte. Das, was ein gewisser Schriftsteller von den Wirkungen des Blutes von einem rothhaarigten Menschen saget, verdienet einige Aufmerksamkeit. Ein Schüler kam mit einem seiner Kameraden in einem Wortwechsel und heftigen Streit, der, um sich zu rächen, auf seinen Untergang bedacht war. Er ersuchte ihn

ihn an einem gewissen Tag, daß sie miteinander trinken wollten, um das, was vorgegangen war, auf beyden Theilen zu vergessen, und da sie miteinander tranken, so schüttete er ihm unvermerkt zwey Unzen Blut in sein Glaß, welches er von einem rothhaarigten Menschen, der sich des Tages vorher zur Ader gelassen hatte, aufbehalten hatte. Der allzuvieles Zutrauen hegende Freund trank dieses Glaß, wie die andern aus, das ihm aber theuer zu stehen kam. Drey Tage nach dieser Treulosigkeit kam sein Verstand in Unordnung, und er verfiel in eine Tollheit, von der ihn nichts in der Welt mehr zu befreyen fähig war.

Zacut. Lusit. p. 382.

CLIII.

Ein Mann befande sich ein und zwanzig Tage lang unvermögend, weil man ihm gedrohet hatte Nesteln zu knüpfen, wenn er sich verheurathen würde.

Ich habe schon von der Einbildungskraft geredet, und angeführet, wie viele Unordnung sie öfters in uns erregen kann, die man alsdann insgemein andern Ursachen zuzuschreiben pfleget, ich will noch einen Umstand anführen, der solches bestätiget,

 und

und den ich von dem Nicolaus Venette entlehnet habe.

Peter Burtel, ein Faßbinder seines Handwerkes, sagte meinem Vater, (wie sich dieser Schriftsteller ausdrucket) da er einstmalen bey ihm arbeitete, einige nachtheilige Sachen von mir, welches mich veranlaste, dem Faßbinder des andern Morgens zu sagen: daß ich, um mich an ihm zu rächen, ihme, wenn er heurathen würde, Nesteln knüpfen wollte; wie er denn solches in kurzer Zeit mit einer Magd in unserer Nachbarschaft zu thun Willens ware. Dieser Mensch glaubte meinen Worten zuverläßig, und ob ich ihm solches wohl nur zum Scherz gesaget hatte, so machten gleichwohl diese Drohungen einen so starken Eindruck auf sein von den Verzauberungen ohnehin schon eingenommenes Gemüth, daß er nach seiner Verehlichung fast ein ganzes Monat lang seiner Frau nicht beywohnen konnte. Er empfande öfters eine starke Begierde, sie zärtlich zu umarmen, wenn es aber zur That kommen sollte, so befande er sich unvermögend, indem alsdann seine Einbildung schon von den Vorstellungen der Zauberey eingenommen war. Auf der andern Seite hatte seine Frau, die sonst sehr artig ware, so viele Kaltsinnigkeit gegen ihn, als er gegen sie bezeigte; und weil dieser Mann ihre verliebten Triebe nicht befriedigte, so bemächtigte

tigte sich der Haß ihres Herzens so geschwind, daß sie eben so vielen Widerwillen gegen ihn als er gegen sie bezeigte. Es war damals lustig anzuhören, wie sie beyderseits öffentlich kund machten, daß sie bezaubert wären, und ich ihnen die Nesteln geknüpfet hätte. Es reuete mich inzwischen, daß ich mit einem so einfältigen Menschen auf diese Art gescherzet hatte, und ich that alles, was nur bey dieser Gelegenheit möglich war, sie zu bereden, daß dem nicht also seye: aber jemehr ich dem Ehemann versicherte, daß das, was ich gesagt hatte, von keiner Erheblichkeit und nur ein Scherz gewesen wäre, um mich an ihm zu rächen, desto gehässiger wurde er mir, und ließ sich es nicht ausreden, daß ich der Urheber alles seines Unglücks wäre. Der Geistliche von U. Frauen, der sie getrauet hatte, wendete gleichfalls alle seine Vernunft und Klugheit an, dieser Sache abzuhelfen, und erreichte endlich eher seinen Endzweck, als ich, und löste die Zauberey durch seine Bemühungen nach ein und zwanzig Tagen auf. Seit dem haben sie länger als acht und zwanzig Jahr miteinander gelebet, und einige Kinder während ihrer Ehe gezeuget, die vorjetzo reiche Bürger in einer Seestadt dieses Königreichs sind.

CLIV.

Ein Kranker verlohre das Podagra aus Schrecken.

Man könnte fast behaupten, daß man von gewissen Krankheiten bloß dadurch genesen könne, wenn man sich nur vornimmt zu genesen. Man hat gesehen, daß manche Leute, die gleichsam verurtheilet waren, Kraft und Bewegunslos immerfort das Bett zu hüten, bey einer entstandenen Feuersbrunst, die ihnen den Untergang drohete, so gleich Kräften und Bewegung bekamen. Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit, daß ich in einer Sammlung von unterschiedlichen Bemerkungen einen seltsamen Umstand gelesen habe.

Ein schmähsüchtiger und störrischer Mensch, der jedermann Uebels nachredete, war von einem Anfall des Podagra geplaget. Er litte starke Schmerzen, aber sein Uebel hielte ihn gleichwohl nicht ab, andern Leuten übels nachzureden. Einer seiner Nachbarn, den er vermuthlich ebenfalls wenig geschonet hatte, nahm sich vor, sich wegen seiner bittern Schmähreden zu rächen, und erdachte einen Streich, von dem er wohl nicht vermuthete, daß er für den Podagristen so heilsam ausfallen sollte. Er verkleidete sich an einem Abend, da er wuste, daß

der

der Podagrist allein war, in einen Schwarzen, und gieng zu ihm hin. Er stieg die Treppe hinauf, stieß die Thür auf, und gieng sehr plötzlich in sein Zimmer hinein; und näherte sich dem Bett mit fürchterlichen Gebärden, und ohne ein Wort zu reden. Der erschrockene Kranke, der über diesen Besuch mehr, als ausser sich gebracht war, schrie, wer er wäre, wer da? Und in dem Augenblick fühlte er, wie ihm diese Figur, die er für ein Gespenst hielte, das, um ihm das Leben zu nehmen, aus der andern Welt zurück gekommen wäre, anfaste und fortschleppte: es schonte ihn dieses vermeintliche Gespenst auch wirklich im geringsten nicht; es ergriefe ihn bey den Armen und Beinen, und schleppte ihn ganz eiskalt mitten durch den Hof, und schlug ihm die Treppen hinunter die kranken Theile an die beyden Seiten der Mauer an. Nachdem es ihn unter heftigem Geschrey, wie leichtlich zu vermuthen, auf das Pflaster hingeworffen, so stellte es sich zu ihm hin, und sahe ihn an, um ihn in noch grössere Furcht zu bringen, allein es schreckte ihn nicht lang, dann als dieses vermeyntliche Gespenst sich in Bereitschaft setzte, den Kranken wieder anzupacken, und seinen Spaziergang anzufangen, so machte sich selbiger so geschwind auf die Beine, und lief so eilig davon, als wenn er in seinem Leben das Podagra nicht gehabt hätte: und

er hatte solches auch wirklich dazumal nicht mehr, und bekame es auch seit dieser Zeit niemals wieder. Was wurde denn auf solche Art aus der Materie des Podagra?

CLV.

Was für eines Mittels sich Marchettis bediente, um den Schwanz eines Schweines aus dem Gesäß einer öffentlichen Hure herauszubringen, den ihr einige Studenten hinein gestecket hatten.

Unter den Dingen, bey welchen sich die Geschicklichkeit eines Wundarztes vorzüglich zeiget, ist eines der vornehmsten die Herausziehung eines fremden Körpers, der sich in einem Theil, und zwar hauptsächlich in einer Hölung unsers Körpers festgesetzet hat. **Peter von Marchettis**, ein berühmter Arzt aus Padua, hat in der Sammlung seiner Bemerkungen ein ganz ausnehmend besonderes Beyspiel von dieser Art aufgezeichnet. Ich will diesen Umstand, weil die ausführliche Beschreibung desselben die Zärtlichkeit mancher Personen beleidigen könnte, in einer Anmerkung lateinisch, so wie sie der Verfasser geschrieben hat, anführen; und denen, welche diese Sprache nicht verstehen, nur so viel sagen, daß es einen

nen Schwanz von einem Schwein anbetrift, der so, daß die Haare herauswärts giengen, in den Mastdarm gestecket wurde, und den man folglich von da nicht herausziehen konnte, ohne Verletzungen und entsetzliche Schmerzen zu verursachen, den aber Marchettis vermittelst eines hohlen Rohrs, das weit genug war, um die Borsten dieses fremden Körpers in sich zu fassen, herauszoge, welches er solchergestalt in den Theil hinein steckte, daß der Schwanz, nachdem er einmal in dem Rohr war, heraus gebracht wurde, ohne eine Verletzung in den Theilen zu verursachen, die er ausser diesem Kunstgriff in Stücken zerrissen hätte *).

Pet. de Marchettis, Philos. ac Med. Patavini equitis D. Marci. obs. med. Chirurg. Varior. silloge 182.

CLVI.

*) Memini meretricem quandam in vitae periculum deductam, cui a quibusdam studiosis cauda porcina, quae acri hyemis frigore obriguerat, intra anum immissa fuit hac ratione; sectis scilicet primosetis eiusdem ad medium usque valde asperis, postea inuncta eadem oleo, atque in anum ipsius mulieris vi intrusa; cum vero aliqua portio ipsius caudae longa tres digitos extra emineret, atque eandem medici tentarent educere, pili inversi defigebantur in intestinum rectum, ut dolorem aegra ferre

CLII.

Ein Prinz war mit einer so anhaltenden Verstopfung geplaget, daß er sich jederzeit, wenn er Stuhlgang bekommen wollte, mit Ruthen streichen lassen muste.

Es war mir zwar wohl bewust, daß die Aerzte bey einer starken Auszehrung eines gewissen Theiles, bey der Cur der Unvermögenheit, ja so gar bey den Blattern, wenn selbige nicht recht ausbrechen

ferre non posset: quum vero medicamentum postmodum per os exhibuissent speculumque immisissent, ut anum dilatarent et educerent caudam, frustra fuerunt, adeo ut sex dies alvus illi suppressa fuerit, accidente vomitu, cum febre et dolore omnium intestinorum; accitus vero, quum omnia praedicta intellexissem, arundinem longam duas aut tres spithamas perforavi, in extremo laevigatum, deinde filo crasso extremum ipsius caudae extra anum prominens arctum alligavi, atque immisso filo cavitatem eiusdem arundinis in podicem immisi, per quam filo attracto caudam eduxi, illaeso omnino intestino recto, ex quo statim magna copia foecum effluxit, cum patientis levamine. Postmodum iniecto duos aut tres dies lacte caprinō, bis, terve per diem, atque sedato dolore gravissimo certe, infundi vinum nigrum austerum ad corroborationem partis, quibus ex toto convaluit aegra.

chen wollten, sich der Geißlung mit guten Nutzen bedienet haben; aber das war mir unbekannt, daß selbige jemals bey einer ausserordentlichen Verstopfung auch gute Wirkungen leisten sollte; inzwischen hat mich Thomas Campanella, der zu Neapolis ein Arzt und Dominicaner zugleich war, belehret, daß er einen Prinzen gekannt habe, der mit einer so anhaltenden Verstopfung geplaget war, welcher er mit keinem Arzneymittel abhelfen konnte, daß er sich durch kein anderes Mittel den Stuhlgang befördern konnte, als wenn er sich vorhero rechtschaffen mit Ruthen streichen liese.

V. Joh. Henric. Meibonii, de flagrorum usu in re venerea, et lumborum rerumque officio, ad Christianum Cassium Episcopi Lubicensis Consilium.

CLVII.

Von dem polnischen Wichtelzopf.

Es giebt in Pohlen eine gemeine Krankheit, bey welcher sich die Haare in einander schlingen und verwickeln, so daß man sie nicht ohne heftige Schmerzen zu verursachen, auseinander wirren, noch selbige abschneiden kann, ohne daß sie Blut geben. Dieses ist die Plica polonica, oder der Wich-

Wichtelzopf. Die mehresten Aerzte halten dafür, daß diese Krankheit aus Nachlässigkeit und Schmutzigkeit, und wenn man gar zu wenig Sorge für seinen Kopf träget, entstehet: es redet aber ein gewisser Arzt (P. Sonhain) von einer Frau, die, nachdem sie unterschiedliche Krankheiten ausgestanden hatte, von dem Wichtelzopf angegriffen wurde, den sie nicht nur an dem Kopf, sondern auch an den heimlichen Orten in einem so starken Grad hatte, daß das Haar an diesen Theilen mehr als anderthalb Elle lang gewachsen war, so daß sie solches, wenn sie es nicht um ihre Schenkel herum gewickelt hätte, zur Erde würde niedergezogen haben.

Die Pohlen haben unter sich, ohne sonderliches Nachdenken, seit unterschiedlichen Jahrhunderten ganz ausschweifende Historien, wegen des Ursprungs und der Ursachen des Wichtelzopfes fortgepflanzet. Sie geben vor, daß sich diese Krankheit nicht eher als seit dem Jahr 1279. herschreibet, zu welcher Zeit sich die Tartarn ihres Landes bemächtigten, den grösten Theil der Einwohner niederhaueten, selbigen die Herzen aus den Körpern herausrissen, solche vergifteten, und in einen gewissen Fluß warfen, da dann hernach alle diejenigen, die von diesem vergifteten Wasser tranken,

den Wichtelzopf bekamen, welcher hernach durch die Fortpflanzung und eine Seuche ihrem Vorgeben nach allgemein, und ihrem Königreich eigen geworden ist.

Diese fabelhafte Ueberlieferung wird, wie man saget, durch den Gebrauch bestätiget, den die Pohlen in Gewohnheit haben, da sie nämlich, wenn eine Armee durch Roth-Reussen gehen soll, einen gewissen Fluß in ihrem Land mit Truppen besetzen lassen, damit die Soldaten nicht davon trinken dörfen. Es giebt noch viele andere dergleichen Erzählungen von dem Ursprung dieser besondern Krankheit.

Lithauen ist in ganz Pohlen dieser Krankheit am hauptsächlichsten unterworfen. Moscau und die Tartarey haben im Gegentheil, ob sie gleich ganz nahe angränzen, niemals etwas von ihr gespüret.

CLVIII.

Ein abgesottener Trank, von Wermuth in Seewasser, den kalten Brand bey bösen Masern zu vertreiben. Ursprung des Carmeliterwassers.

Die stärkende Kraft der Fieberrinde wider alle Fäulniß ist gegenwärtig hinlänglich erwie-

sen. Tausend glückliche Beyspiele haben solche bewiesen; und man weis nunmehro, daß man nicht mehr daran zweifeln kann, daß diese Rinde die Eigenschaft an sich hat, den Fortgang eines von Feuchtigkeiten entstandenen kalten Brandes zu hemmen; aber jedermann weis nicht, daß der Wermuth in Ansehung dessen ebenfalls angemerket zu werden verdienet. Es herrschte in diesem Land, sagt Thomas Bartholinus in seinen Tagregistern von Deutschland, eine so böse Art der Masern, daß ein junges Mädchen, die solche bekommen hatte, im ganzen Gesicht davon brandig wurde, und die Lefzen fast völlig verlohren hatte; ich hatte aber das Glück meinen Endzweck zu erreichen, und ihr mit Wermuth, welchen ich in Seewasser hatte absieden lassen, von diesem Uebel zu helfen, und ich habe mich nachhero jedesmal dieses Mittels mit gutem Erfolg bedienet *).

Diese Art eines besondern und eigenen Mittels wider die Ertödtung, das von einem Arzt erfunden, gebrauchet, und bekannt gemachet worden ist, ist in den Händen einiger Leute ein Geheimniß geworden

*) Herr van Swieten erzählet, daß bey einer gewissen Belagerung diejenigen gebliebenen Soldaten, die man an solche Orte warfe, wo Lachenknoblauch wuchse, nicht verweseten.

worden; und diese Bewandniß hat es überhaupts mit allen diesen Familienmitteln, mit allen diesen geheimen Recepten, und so beliebten und berühmten verfertigten Arzneyen, die sämtlich ein Werk der Aerzte sind. Auch selbst dieses so berühmte Carmeliter- oder Melissenwasser hat einen solchen Ursprung, welches Herr Homberg erfunden hat, der selbiges einstmalen für den berühmten P. Sebastian machte, welcher, da er sich sehr wohl darauf befande, sich die Art und Weise der Zubereitung desselben von seinem Arzt ausbate, damit er selbiges von dem Bruder Apothecker seines Klosters machen könnte lassen, der um solches in mehreres Ansehen zu bringen, ein Geheimnis daraus machte, da es dann bald unter dem Namen des Carmeliterwassers bekannt wurde.

CLIX.

Herr von Aligre hatte ein so kaltes Temperament, und war so hart anzugreifen, daß sein Arzt, wenn er ihn purgieren wollte, verordnete, daß man ihn recht zornig machen sollte.

Der Herr von Aligre, der Vater des Kanzlers dieses Namens, hatte ein so kaltes Temperament, das so schwer anzugreifen war, daß ihn

nichts purgieren konnte. Als sich sein Arzt aber gleichwohl eines Tages bemüssiget sahe, ihn zu einer Purganz zu bewegen, so verordnete er, daß man sich bemühen sollte, ihn recht zornig zu machen, und so bald als man die Bewegung an ihm merken würde, ihm die Arzney eingeben sollte. Der Kammerdiener besorgte alles so wohl, daß die Sache ganz gut von statten gienge. So bald, als es Tag wurde, gieng er zu seinem Herrn an das Bett, riese die Vorhänge mit einer solchen Heftigkeit weg, die einen jeden Menschen, der vom Schlaf erwachet, hätte befremden und verdrüßlich machen können; Herr von Aligre fragte ganz gelassen, und ohne in einige Bewegung zu kommen, wie viel Uhr es wäre? Als dem Kammerdiener dieser Streich fehlgeschlagen hatte, zündete er das Hemd seines Herrn an, und brachte es ihm über und über brennend. Herr von Aligre blieb immer in seiner Gleichgültigkeit, und sagte weiters nichts, als: wärmet ein anderes. Weil alles dieses nichts halfe, so stiesse der Kammerdiener mit einem Ellenbogen fünf bis sechs venetianische Gläser, die sein Herr sehr hoch achtete, hinunter, allein dieser Herr wurde dadurch eben so wenig aufgebracht als vorher, und sagte ganz ruhig: es ist Schade, es wären schöne Gläser. Der Kammerdiener war ganz ausser sich, und machte sich keine

Hoff-

Hoffnung mehr seinen Endzweck zu erreichen, als endlich ein Mann kam, der eine sehr verdrüßliche Amtssache bey dem Herrn Aligre anzubringen hatte; dieser Mensch war in Taffet gekleidet, und weil er, da er seine Angelegenheit vertheidigte, mit vieler Bewegung redete, so machte dieser Stoff eine Art eines Geräusches, welches dem Herrn Aligre beschwerlich fiele und unwillig machte, daß er ganz zornig sagte: Lasset euer Kleid schweigen mein Herr, wenn ich euch anhören soll: als der Kammerdiener seinen Herrn aufgebracht sahe, gab er ihm die Arzney, die darauf ihre Würkung thate.

CLX.

Von einigen Kranken, die der Zorn curirte.

Etmüller hat eine Streitschrift von dem Zorn verabfasset. Man findet in selbiger, daß Borrichius eine Frau, die an einem schweren dreytägigen Fieber krank lage, wider welches alle Arzneymittel nichts gefruchtet hatten, dadurch curirte, daß er seine Patientin in einen rasenden Zorn brachte. Valeriola hat mit eben diesem Mittel das viertägige Fieber vertrieben, und der Zorn ist, nach dem Bericht des Verfassers, bey Personen,

die an der Gicht, dem Podagra und an dem Gehör gelitten hatten, von gleichen heilsamen Erfolg gewesen, und hat ihnen augenblicklich zu ihrer Gesundheit und Sprache wieder verholfen. Es ist aber auch nicht ohne, daß diese Leidenschaft manchmal auch den Tod verursachet hat.

CLXI.

Von der Jungferschaft.

Severinus Pinäus und dieser Melchior Sebitz, ein deutscher Professor, der auf sieben und zwanzig Universitäten studieret hat, haben sehr vieles von den Kennzeichen der Jungferschaft geschrieben. Man kann von dieser Sache gar wohl vieles abhandeln und wenig dabey lernen, wie solches diese Verfasser meisterlich gethan haben. Alles was der erste in seinem Buch de notis virginitatis, ein sehr rares aber auch seinem Werth nach sehr mittelmässiges Buch, vorgebracht hat, und zwar das beste davon, läuft ohngefähr dahin hinaus, daß er saget: daß einige geglaubet haben; daß ein Mädchen „alsdann noch eine Jungfer seye, wenn ein Faden, den man von dem äussersten Ende der Nase, bis zu dem Ende der Pfeilnath auf der Seite, wo sie sich mit der Winkelnath vereiniget, misset, um ihren Hals herum reichet." Ich weis so eigent-

eigentlich nicht, was an diesem Versuch, den ich niemals gemachet habe, und bey dem man, wie ich glaube, nicht mehrere Gefahr, als bey der bezauberten Schale lauffen kann, wahr seyn mag; aber dieses ist mir wohl bekannt, daß es bey den Römern gewöhnlich war, daß, wenn sie ein Mädchen verheuratheten, ihre Säugamme oder eine andere Frau, selbiger in Gegenwart aller dabey befindlichen Personen die Dicke ihres Halses mit einem Faden abmasse; des folgenden Morgens gieng sie mit einer gewissen Anzahl der Anverwandten in die Kammer der neu Verheuratheten, und untersuchte, ob der Faden noch das Maas des Halses hatte, und wenn er zu kurz war, so schrie sie ganz entzückt: meine Tochter ist eine Frau geworden *). Es muß inzwischen diese Probe mit dem Hals nicht ganz ohne seyn; denn Carl Musitanus, ein italiänischer Arzt, der niemals für allzuleichtglaubig gehalten worden ist, redet gleichfalls als von einer unbetrüglichen Erfahrung davon: man muß, nach seinem Bericht, einen doppelten Faden nehmen, und mit dem, mit welchem man die Probe machen will, den Halß umgeben, als-

*) Von diesem Gebrauch redet Catullus in diesen zweyen Versen.

Non illam nutrix, oriente luce revisens
Hesterno collum poterit circumdare filo.

dann den Ort an dem Faden bemerken, wie weit dieses Maaß gehet, und solchen daselbst fest machen; nach diesem muß man die zwey Fäden auseinander breiten und einen Kreiß davon machen; wenn der Kopf des Mädchens ungehindert durchgehet, ohne den Umfang des Kreises zu berühren, so darf man, wie dieser Schriftsteller saget, sicher glauben, daß sie ihre Jungferschaft verlohren habe, da hingegen, wenn ihr Kopf durch diesen Raum, auch wenn man ihn mit Gewalt durchzwingen will, nicht durchgehet, man sicher glauben darf, daß sie noch eine Jungfer ist; und dieses ist kein solches Kennzeichen, dessen man sich nur um die Leichtglaubigkeit zu unterhalten, bedienet. „Ich habe, „sagt Musitanus, mehr als tausendmal diese „Erfahrung gemachet, und sie hat mich niemals „betrogen: denn da ich die Neugierde hatte, die„jenigen zu besichtigen, bey denen ich diesen Ver„such gemachet habe, so befande ich sie jederzeit „so, wie sie mir diese Probe anzeigte: und wenn „es sich eräugete, daß ich diesen Versuch bey eben „denselben Personen, nachdem sie sich verheyra„thet hatten, zu wiederholen, so gieng der Kopf „ganz leicht durch eben diesen Raum, und die „Haare berührten den Faden bey nahe gar „nicht.“

So

So viel hat seine gute Richtigkeit, daß die zur Zeugung bestimmte Werkzeuge mit denen des Gesichts in einem solchen Verhältniß miteinander stehen, daß es wohl möglich ist, durch einige angewandte Mittel in den letztern, die den erstern eingedruckten Veränderungen zu begreifen und zu bemerken.

CLXII.

Ein besonderer Gelusten, der die Frau eines Arztes während ihrer Schwangerschaft überfiele.

Die Schwangerschaft reizet die Frauen bisweilen zu ganz besondern Dingen an; und es ist auch der Klugheit gemäß, daß man sich ihren wunderlichen Begierden nicht gar zu heftig widersetze. **Camerarius** erzählet nach dem eigenen Geständniß des **Hambergers**, daß die Frau dieses Doctors, da sie sich schwanger befande, einstmalen mit Eyern von dem Markt nach Hauß kam, und mit Seufzen in das Zimmer ihres Herrn gienge; der Arzt wurde darüber bestürzt, und befragte sie, was ihr denn einigen Kummer verursachte; aber wie groß war nicht seine Verwunderung, als ihm seine Frau die Eyer zeigte, die sie gekaufet hatte, und ihm dabey gestunde, daß sie von einer unwi-

derstehlichen Begierde, ihm solche eines nach dem andern in das Gesicht zu werfen, gequälet würde. Camerarius, der seine Frau zärtlich liebte, und die üblen Folgen befürchtete, die, wenn er ihr solches nicht zuliese, daraus entstehen könnten, entschlosse sich, sein Gesicht mit einer Leinwand zu verhüllen, und sie ihrem Gelusten ein Genüge thun zu lassen.

CLXIII.

Ein Kranker hatte sich in dem Wahnwitz eines bösartigen Fiebers die Eingeweide heraus gerissen, und solche nach und nach, indem er sie für Würmer hielte, aus dem Leib heraus gezogen.

Wenn folgende Bemerkung, die ich aus den Tagregistern von Deutschland genommen habe, nicht allzusehr übertrieben ist, so darf man sich nicht mehr verwundern, daß sich ein Kranker in dem Wahnwitz allen Ausschweifungen der Freude, der Traurigkeit, der Verwegenheit und der Furcht, der Tollheit und der Wuth überlassen könne. Es herrschten im Jahr 1666. im Monat September in einigen Dörfern in Böhmen gewisse bösartige Fieber: unter andern wurde ein Mann von einer dauerhaften Leibesbeschaffenheit davon überfallen; er ge-

gerieth in einen so starken Wahnwitz, daß man sieben Personen nöthig hatte, um diesen rasenden Kranken zu bändigen; er hatte sich schon lange vorher in den Kopf gesetzet, daß sein Bauch eine Würmergrube, und diese die einzige Ursache aller seiner Martern wären. Er schiene einige Tage nachher etwas ruhiger zu seyn, und weil er sich stellte, als ob er ein wenig ruhen wollte, so ruheten seine ermüdeten Wächter ihrer Seits gleichfalls; aber was thate dieser grausame Patient, wie er sahe, daß sie in tiefen Schlaf und er folglich in Freyheit ware? Seine Ruhe war leider nur verstellet, und eine List seines Wahnwitzes, dann er kam mit seinen Händen auf den Unterleib, suchte sich den Nabel aus, um darinnen herum wühlen zu können, und riese sich auf solche Art nach und nach die Helfte der Eingeweide aus, und zog solche aus dem Leib heraus; einer von denen, die eingeschlaffen waren, bemerkte solches, und weckte die übrigen auf, um die Folge dieser grausamen Operation zu verhindern: als diese aber auf den Kranken zugiengen, so bat er sie, daß sie ihm doch nicht wehren mögten, die Würmer aus seinem Leib zu ziehen. Er hielt aber nicht lang damit an, und war ganz verdrüßlich, daß er wegen der Abnahm seiner Kräften seine Arbeit nicht hinausführen konnte, indem der Tod diesen grausamen und ausseror-

dentlichen Wahnwitz endigte. Welche erstaunliche Wirkung einer verletzten Einbildungskraft! Was für Schmerzen würde eine Person auszustehen haben, deren Einbildung beruhiget wäre, wenn man mit Gewalt eine so schreckliche Operation mit ihr vornehmen wollte!

Ephem. German. ann. 1670. p. 138.

CLXIV.

Von Hermaphroditen.

Man pfleget fast allenthalben zuzugestehen, daß es Hermaphroditen giebet; aber insgemein zeiget sich bey den Personen, die dem ersten Anblick nach von der Natur scheinen ganz ausnehmend wohl versorgt worden zu seyn, daß selbige von ihr sehr schlecht sind versehen worden; sie tragen das Zeichen beyder Geschlechter, und geniessen doch weder die mit dem einen, noch mit dem andern Geschlecht verknüpften Rechte: mithin läßt sich die Unrichtigkeit derjenigen Anmerkung, die in der ärgerlichen Chronick Ludwigs XI. erzählet wird, leichtlich erkennen, da es heißt: „in besagtem Jahr „1478 geschahe es, daß sich in dem Land Auvergne, in einem Orden schwarzer Mönche, *) einer un-

*) Robert Gagnin saget in dem zehenden Buch der Geschichte von Frankreich; daß solches in einem Kloster zu Issoire sich zutrage.

„ unter bemeldtem Ordensgeistlichen befande, der „ die Geburtsglieder beyderley Geschlechts des „ männlichen und des weiblichen hatte, und sich „ beyder so wohl bediente, daß er mit einem Kind „ schwanger wurde, weswegen er gefänglich ein- „ gezogen und vor Gericht gebracht, und so lang „ in Verwahrung behalten wurde, bis er sich sei- „ ner nach des Vaters Tod gebohrnen Bürde ent- „ lediget hatte, damit man nachgehends mit die- „ sem Ordensgeistlichen den Lauf der Gerechtig- „ keit gemäß verfahren könne.“ Ein Umstand von solcher Wichtigkeit hätte wohl verdienet, den fernern Verlauf dieser Sache zu melden; allein der Geschichtschreiber verschweiget die Folgen dieser seltsamen Schwängerung.

CLXV.

Von der guten Wirkung der Cauterisireisen bey der fallenden Sucht.

Wir haben die Kunst und die Praxin der Alten gar zu sehr vernachlässiget; wir suchen eine weichlichere Arzneykunst als die ihrige zu erlangen, wir verwerfen ihre Arzneymittel, und wir machen gleichwohl wenige gesund. In extremis extrema. Es giebt grosse Uebel, die nicht anderst als mit grossen und heftigen Mitteln können vertrieben wer-

werden. Die fallende Sucht zum Exempel überwieget fast allezeit die gewöhnlichen Wirkungen, und giebt nicht leicht einigen andern ausser sehr kühnen Versuchen nach. Diejenigen Schriftsteller, die den Spuhren der Alten nachgehen, haben jederzeit den Gebrauch der Cauterisireisen zur Vertreibung dieses Uebels anempfohlen; inzwischen hält man es heut zu Tage beynahe für ein Wunderwerk, daß selbige für diesen Umstand heilsam seyn sollen können. Ein Wundarzt (Herr Ruffet) hat der königlichen Academie der Wundarzneykunst einige Umstände berichtet, die solches beweisen.

Eine Jungfer von achtzehen Jahren, die ihre monatliche Reinigung sehr ordentlich hatte, bekam einen Anfall der fallenden Sucht. Weder die Aderlässen, die Purganzen, noch die Wasser des Balaruc konnten einen zweyten Anfall, ohngefähr ein Monat lang nach dem ersten verhindern; und die Patientin bekam dergleichen von Monat zu Monat, aller angewendeten Arzneymittel ungeachtet. Man brachte eine Cauterie im Nacken im Vorschlag, die Kranke entschlosse sich solche am Arm zu tragen. Der erste Anfall, der sich erst bis in das vierdte Monat verzoge, war weit schwächer als die vorhergehenden, und es zeigte sich kein Schaum in dem Mund. Eine so merkliche Wirkung machte, daß man die zweyte Eröfnung einer Cauterie an

dem

dem andern Arm verlangte, und die Patientin spürte darauf neun Monat lang nicht die geringste Empfindung ihres Uebels. Da sie endlich einen neuen Anfall bekam, der aber noch schwächer als die andern ware; so brennte man ihr eine dritte Oefnung an einem Bein, und seit dieser Zeit hat sie keinen Anfall der fallenden Sucht mehr bekommen.

Ein sechzigjähriger Mann bekam einen heftigen Anfall der schwehren Noth, auf welchem innerhalb vierzehen Tagen noch einer folgte, ob man gleich zwischen dieser Zeit alle allgemeine Mittel gebrauchet hatte. Der Gebrauch des Cauterisireisens verzögerte den dritten Anfall und schwächte die Zufälle desselben: und nachdem man ein zweytes Fontanelle gebrennet hatte, so war man für allen neuen Anfällen sicher. Nach Verlauf von acht Monaten glaubte der Kranke vollkommen curiret zu seyn, und ließ eines dieser Fontanelle zuwachsen, allein, seine Unvorsichtigkeit legte sich bald darauf durch einen neuen Anfall dieses Uebels am Tage. Des folgenden Morgens stellte der Wundarzt die Oefnung, deren Verstopfung so schädlich gewesen war, wieder her, und der Kranke lebte seit dieser Zeit noch sieben ganze Jahr lang, ohne weiters mehr einigen Anfall zu bekommen.

Ich

Ich meines Theils glaube, daß der Wundarzt, welcher der Verfasser dieser beyden Bemerkungen, die ihm übrigens zur Ehre gereichen, ist, solche schwerlich der Academie der Wundarzneykunst, als die Frucht einer neuen Praxis würde mitgetheilet haben, wenn er mehreres in den Schriften geschickter Aerzte, sowohl alter als neuer, gelesen hätte.

CLXVI.

Von dem Prager Mittel wider die Wassersucht, und dem versüßten Mercurio bey der rothen Ruhr.

In der Arzneykunst einigermassen die Vernunftschlüsse zu Hülfe zu nehmen, ist ganz wohl gethan, aber ja nur einigermassen; denn die Vernunftschlüsse haben alles verderbet. Ein Arzt, der sich keines andern Mittels bedienen will, als dessen Natur und Wirkung er vorhero wohl kennet und einsiehet, lauft öfters Gefahr sich der heilsamsten Hülfsmittel zu berauben: dann wenn man sich zum Exempel nicht anderst, als aus blosen Gründen der Vernunft leiten will lassen, so wird man dieses berühmte Pragermittel wider die Wassersucht täglich fünf bis sechs Unzen Weinessig zu nehmen *), nicht leicht für dienlich erkennen; in-

*) Vid. Francisci Combaluier Pneumatopathologiam p. 534.

inzwischen hat es Wunder gethan, und Herr Bourdier, ein Arzt zu Paris, hat an sich selbst eine glückliche Probe damit gemachet; wenn man blos die Vernunftgründe zu Rathe ziehen will; so wird es nicht an Ursachen fehlen, selbiges zu verbannen. Eben so wenig würde es auch an Gründen fehlen, dieses Mittel zu verwerfen, dessen Boyle erwähnet, und dessen Kraft er selbsten bey einer rothen Ruhr, die so heftig war, daß die Arzneymittel eines berühmten Arztes nichts darwider halfen, bemerket hatte. Dieses war nämlich der versüßte Mercurius. Ich weis wohl, daß die Ruhr und die Wirkung des versüßten Mercurs in keinem sonderlichen Verhältniß miteinander stehen; inzwischen aber hat nicht nur Boyle mit diesem Mittel curiret, sondern er verwunderte sich noch mehr, da ihm ein Major Chirurgus bey der Armee, dem er, wie er saget, dieses Mittel gelehret hatte, berichtete, daß er solches als ein Geheimniß bey der Cur dieser Krankheit gebrauche, und bereits schon einigen hundert Soldaten bey den Armeen, mit diesem versüßten Mercurio geholfen hätte.

CLXVII.

Eine kropfigte Geschwulst am Hals wurde durch die Auflegung der Hand eines Cadavers vertrieben.

Folgende Geschichte, die Boyle anführet, muß jene zweifelhafte Aerzte einigermassen in Verlegenheit setzen, welche die Wirkungen solcher Mittel, deren Art zu wirken sie nicht deutlich genug einsehen, verwerfen. Dieser grosse Naturkundige erzählet solche in folgenden Worten, welches die eigenen Ausdrucke der Person sind, die der Gegenstand dieser Begebenheit war.

„ Ich hatte eine starke kropfigte Geschwulst an „ dem Hals, worüber mein Vater sehr verlegen „ war, weil er befürchtete, daß er mir mehrere „ Aussteuer zu meiner Verheurathung würde ge„ben müssen, als ihm seine Umstände erlaubten. „ Er fragte deswegen einen gewissen Arzt (dieses „ war ein Arzt aus dem Collegio zu Londen) we„gen meines Uebels um Rath; weil selbiger nun „ sahe, daß solches schwer zu vertreiben war, und „ mich doch auch nicht mit beständigen Arzney„mitteln martern wollte, so sagte er zu meinem „ Vater: er hoffe mich ohne den geringsten Schmer„zen, und ohne daß meine Kräften geschwächet

„ wer-

„ werden sollten, zu curiren, wenn er nur so viel
„ über mich gewinnen könne, daß ich das Mittel,
„ welches er mir vorschlagen würde, gebrauchen
„ wollte. Nachdem er davon mit mir gesprochen,
„ und mich dazu beredet hatte, so führte man mich
„ in ein Zimmer zu einem Bett, in welchem ich ei-
„ nen Menschen tod ausgestreckt liegen sahe, wel-
„ chen eine langwührige Krankheit ausgezehret hat-
„ te; der Arzt nahm sogleich die Hand dieses Todten,
„ hielte sie, und legte sie so lang auf meine Ge-
„ schwulst, bis ich mich über die Kälte derselben
„ beklagte, welche sehr weit eingedrungen war.
„ Man legte eben diese Hand noch öfters auf mei-
„ ne Geschwulst, worauf die grosse Geschwulst
„ verschwande, und ich mich gänzlich davon be-
„ freyet fande."

Boyle rapp. des remedes avec les corpuscules.

CLXVIII.

Ein Batoillon Soldaten wurde von einem Bauchfluß angestecket, an dem sie innerhalb drey Tagen starben, welche schreckliche Krankheit einzig und allein mit der Rosentinctur gehoben wurde.

Man muß selbst ein Arzt seyn, wenn man die Aerzte beurtheilen will; und zwar ist dabey

wohl zu bemerken, daß man ein von aller Eifersucht, Neid und Partheylichkeit befreytes Urtheil fällen muß. Das Publicum will sie aber so beurtheilen, wie es alle andere Dinge zu entscheiden gewohnt ist: allein es bietet selbiges auch hiebey häufige Gelegenheiten an die Hand, sich über seine Entscheidungen zu beschweren; es opfert bisweilen einen klugen und geschickten Arzt, dessen Bemühungen ein unheilbares Uebel nicht haben bezwingen können, seiner Rache auf; und ein andersmal verschwendet es seine Lobeserhebungen gegen den Erfolg eines Unwissenden, den ein glücklicher Zufall begleitet hat: nur ein erleuchteter Kunsterfahrner kann und soll davon urtheilen, wie weit ein anderer in der Kunst zugenommen hat, und welche Vorsicht hat nicht auch dieser dabey zu gebrauchen? Es giebt glückliche Zufälle und schmäuchelhafte Curen, welche eben so wenig die wahre Geschicklichkeit eines Arztes beweisen, als unvermuthete widrige Begebenheiten seine Unwissenheit am Tage legen können. Es herrschte unter einem Bataillon Soldaten ein Bauchfluß, welcher alle die, die damit behaftet waren, in drey Tagen hinrisse. Man hatte alle bekannte Mittel versuchet, angegangen, und gebrauchet, ohne daß die Krankheit ihre Grausamkeit verminderte. Der Arzt bekam eines Tages, ohne sonderlich zu wissen weswegen, den Einfall,

den

den Kranken die Rosentinctur zu geben. Was für ein Mittel ist das, wird man sagen? Genug es war das einzige Mittel, das fähig war, dieses tödtliche Uebel zu bezwingen. Alle die, welche selbige einnahmen, kamen davon. Mann könnte wohl wetten, daß Hippocrates selbst in diesem Fall die Rosentinctur nicht würde gebrauchet, und folglich unter zweyhundert Personen vielleicht keinen Mann curiret haben, denen dieser Arzt Hülfe schafte; inzwischen hat Hippocrates = = = = Kurz, man muß also gestehen, daß ein Arzt niemals einige Gefahr dabey waget, wenn er bescheiden ist, und daß er, weil die allerwichtigsten Erfolge nicht jederzeit von einer gründlichen Wissenschaft herrühren, auch nicht allezeit die stärksten Ursachen hat, sich deswegen zu schmäucheln.

CXLIX.

Ein Arzt, der sich seiner Neigung zum Schlaf gar zu sehr überliese, verlohre endlich seine Vernunft dadurch.

Der Schlaf, dieser wohlthätige Zustand, in welchem unsere Seele weder etwas empfindet noch denket, ist uns von der Natur zu dem Ende mitgetheilet worden, um uns durch ihn wegen der Beschwerlichkeit des Lebens zu erhohlen. Der in den

den dem Schlaf gewidmeten Augenblicken von der Vernunft befreyete Mensch ist glücklich; welches er, wenn man der Meynung eines erleuchteten Prälaten beypflichten will, ausser diesen Augenblicken niemals ist: dann „wenn der Mensch glück„lich seyn soll, sagt er, so muß er an nichts den„ken, sich wie die stummen Thiere von dem Reiz „der ihm gegenwärtigen Gegenstände leiten lassen, „und seine Vernunft vertilgen und betäuben, wenn „er seine Ruhe erhalten will: und sein Schicksal „ist so beschaffen, daß ihn nichts als die Trun„kenheit, der Eifer und die gänzliche Vertil„gung seiner Vernunft glücklich machet; und „da dieser Zustand nur eine ganz kurze Zeit lang „dauret, so geschiehet es, daß, so bald sich der „Geist beruhiget, und wieder zu sich kommet, „der Reiz verschwindet, das Glück entfliehet, „und sich der Mensch mit seinen Leidenschaften „und Unruhen wieder allein befindet:“ *) es hat aber dieser reizende Zustand, dieser Schlaf, welcher die Vernunft betäubet, seine Gränzen, die man nicht ohne Gefahr zu laufen, überschreiten darf: wir würden eines von der Gnade der Natur gar zu unabhängigen Glückes geniesen, wenn es in unsern Kräften stünde, solches nach unsern Belieben zu verlängern: ein Arzt, den Boerhave gekannt

*) Masillon, Avent. Sermon de la Toussaint.

kannt hat, überliese sich seiner Neigung zu dem Schlaf, den er für einen reizenden Zustand hielte, so sehr, daß er in sehr langer Zeit fast beständig fort schliefe: er verlohre aber endlich seine Vernunft, und starb in dem Tollhaus.

Formey. Melanges Philosoph.

CLXX.

Ein Rasender schliefe beständig fort, so bald als er eine Purganz eingenommen hatte.

Es giebt gewisse Arten des Schlafes, von denen man keinen Grund angeben kann: Herr von Senac hat beobachtet, daß ein Rasender in einem anhaltenden Schlaf verfiele, so bald als er eine Purganz eingenommen hatte. Wie und auf welche Art kann dann also die Wirkung einer Purganz in den Eingeweiden, eine Einschläferung in dem Gehirn zuwege bringen? Man siehet leichter, oder glaubet wenigstens leichter einzusehen, woher es kommet, daß ein starker Druck auf das Gehirn zum Schlaf beweget, und wodurch es geschahe, daß eine Frau, deren Hirnschale offen war, sogleich einschliefe, so bald man ihr Gehirn druckte, und durch einen stärkern Druck, so zu reden, in einen Schlagfluß verfiele.

CLXXI.

Ein mit dem Schlagfluß behafteter Kranker verlohre alle äusserliche und innerliche Empfindung, wenn er sich auf die linke Seite geleget hatte.

Ein gewisser Mensch bekam einen Schlagfluß, und verfiele statt aller Genesung in eine Lähmung auf der ganzen linken Seite. So lang als er auf der rechten Seite liegen geblieben war, befande er sich zum Verwundern wohl, er redete und sahe vortreflich, und war seiner ganzen Vernunft mächtig; so bald er sich aber auf die andere Seite wendete, so vergieng ihm das Gesicht und Gefühl, und er verlohre Verstand, Gedächtniß und Empfindung. Da er starbe, so zeigte sich in seinem Gehirn die Ursache dieser Seltsamheit. Man fande einen Klumpen geronnenes Geblüt, welches, so wie das Haupt nach einer, oder der andern Seite gerichtet war, diese Zufälle verursachte, oder ohne Wirkung in Ruhe bliebe.

CLXXII.

CLXXII.

Fremde Cörper, die durch ganz ausserordentliche Wege weggegangen sind.

Alexander Benedictus erzählet, daß ein Mensch mit einem Pfeil in den Rücken geschossen wurde, wo man das Eisen, welches zwey Finger lang war, nicht heraus bringen konnte, welches der Verwundete zwey Monat nachher, da die Wunde geheilet war, durch den Stuhlgang von sich gabe.

Man lieset in den Werken des Antonius Benevents, eines florentinischen Arztes, daß eine Frau, die eine grosse Nadel verschlucket hatte, solche nach Verlauf zweyer Jahre durch den Nabel von sich gabe; und Tarentus schreibet, daß ein Mädchen eine vier queere Finger lange Nadel, die sie im Schlaf hinunter geschlucket hatte, nach zehen Monaten, mit ihrem Urin von sich gabe.

Belloste, le Chirurgien d'Hopital, p. 81. & 207.

CLXXIII.

Ein Mensch, der mit dem Stein behaftet war, hat an sich selbst die Operation des Steinschnitts verrichtet.

Unter allen Uebeln, deren Quaal und Heftigkeit den Menschen natürlicher Weise antreiben Mittel zu suchen, um sich davon zu befreyen, sind unstreitig diejenigen die heftigsten, welche ein in der Blase sich aufhaltender Stein erreget; aber zum Unglück für die Menschlichkeit ist dieses Uebel nicht anderst als mit dem Eisen zu bezwingen, und auch dieses muß von einer sehr geübten Hand geführet werden. Man weiß, daß Hippocrates selbsten förmlich beschwohren, daß er diese Verrichtung denen überlassen wollte, die solche zu ihrer einigen Beschäftigung machten. Aber der Vater der Arzneykunst mag davon sagen was er will, beruhet nicht der ganze Ruhm dieser Operation einigermassen auf einen Vorurtheil? Ist nicht das Volk ohnehin geneigt genug eine Operation nur in so ferne für groß und beschwerlich zu halten, als sie viele und heftige Schmerzen verursachet, und theuer bezahlet wird? Läßt sich nicht aus dem Verfahren der wenigen Wundärzte, die sich damit abgeben, muthmassen, daß beynahe eine angebor-

ne

ne Gabe dazu erfordert werde, diese Operation geschickt zu verrichten? Folgende Geschichte wird ziemlicher massen beweisen, daß die ganze Wissenschaft und alles Verdienst dieser Operation in der Kühnheit und Verwegenheit, und einiger wenigen Kenntniß der Zergliederungskunst bestehet.

Es wird in den Tagregistern von Deutschland gemeldet, daß ein Handwerksmann zu Amsterdam Namens Jansson von Dort, der ohngefähr dreysig Jahr alt war, seit langer Zeit den allerentsetzlichsten Steinschmerzen zur Beute überlassen war; man hatte ihn schon zweymal geschnitten, aber den 5. April 1651. bekam er so unerträgliche Schmerzen, daß sie ihn nöthigten, sich selbsten mit einem sehr schlechten Messer, und ohne andere Beyhülfe, ausser eines seiner Kammeraden, der ihm das Messer, Weinessig und andere Dinge zulangte, zu schneiden; der Stein war, da man ihm woge, vier Unzen schwer; dieser verwegene Selbststeinschneider ließ die Gestalt seines Steins in Kupfer stechen, und setzte einige Verse, die er selbst verfertiget hatte, darunter.

Diese Bemerkung, die aus dem Reiselius (Ephemer. Germ. ann. 1672. p. 265.) genommen ist, ist nur eine rechtliche Bestätigung der Bemerkung des Tulpius, nach welcher Jansson von Dort, vor ei-

einem Notario und Zeugen die Wahrheit dieser oberwähnten Begebenheit beschworen hat.

CLXXIV.

Bey einem Kind brachen vier Zähne unmittelbar darauf durch, nachdem einige Würmer von ihm gegangen waren. Ein gehörnter Wurm gieng durch die Ader weg.

Wenn Kinder mit Würmern behaftet sind, so können solche sehr viele und mancherley Zufälle erregen; sie verursachen öfters die Auszehrung, die fallende Sucht, Bauchflüsse und Fieber; manchmal verursachen sie aber auch noch erstaunlichere Wirkungen; so hat man zum Exempel gesehen, daß bey einem Kind, welches schon funfzehen Monat alt war, und noch keinen Zahn bekommen hatte, nachdem es fünf und zwanzig so wohl tode als lebendige Würmer von sich gegeben hatte, so gleich einige Stunden nachher vier Zähne auf einmal hervor brachen. Verhindern dann also diese in dem Innersten der Eingeweide so schädliche Insecten, daß die Sprossen der Zähne nicht aus ihren Kästchen hervorbrechen können?

Diese Würmer sind mächtige Feinde in unsern Körpern. Es ist fast kein Theil unseres Leibes

für

für ihren Verletzungen sicher. Man hat dergleichen in dem Kopf, in dem Ohr, in der Nase, in den Nieren, ja selbst in dem Herzen gefunden: *) Herr Andry erzählet, daß ihm ein Wundarzt aus Paris versichert hat, daß er, da er einem Kranken zur Ader liese, und das Blut plötzlich zu laufen aufhörte, indem er die Lefzen der Oefnung von einander breitete, einen fremden Körper beobachtete, welcher den Lauf desselben hemmte; worauf er den Arm etwas leicht umbande, da er dann mit dem Blut, welches alsdann mit Gewalt hervordrunge, einen gehörnten Wurm, so lang als ein Ohrwurm, heraus kommen sahe.

CLXXV.

Von einem Mädchen, welcher nach einem ordentlichen anhaltenden Fieber, das sie ausgestanden hatte, die Hände und die Arme verdorreten, und abfielen.

Man lieset in den Memoires der Academie, daß einem Mädchen nach einem ordentlichen anhaltenden Fieber, das sie ausgestanden hatte, ihre beyden Hände und Arme bis an den Ellenbogen verdorreten, und darauf ganz leicht abfielen, so daß

*) *Andry*, de la generation des vers. edit. de 1700. p. 53.

daß ihr nichts als zwey Stumpfe übrig blieben, und daß dieses Mädchen ihre Hände selbst in die Academie truge; sie hatte solche in ihrer Tasche, und zog sie mit ihren Stumpfen, die sie ganz geschickt zu gebrauchen wuste, heraus. Welche Art eines so zu reden mörderischen Geistes kann die Feuchtigkeiten so heftig anstecken? Welche feindliche Substanz kann das Leben in einem Theil verlöschen, und gleichwohl seine Verheerungen nur bis dahin einschränken? Herr Boucher, ein berühmter Arzt zu Ryssel in Flandern, führet Beyspiele ohne Zahl von dergleichen Art, in einem vortreflichen Memoire an, welches er in die medicinischen Journale eingerucket hat, *) dieses Memoire, welches eine der gelehrtesten und geschicktesten Beobachtung ist, beschreibet den ausführlichen Zustand einer allgemeinen Krankheit, welche in den Jahren 1749. und 1750. in den Gegenden bey Ryssel eingerissen war, deren verderbliche Wirkung einige Glieder angriefe, und selbige mit dem kalten Brand ansteckte, dabey aber seine Verwüstungen nicht weiter triebe, sondern die Gränzen derselben durch eine Unterscheidungslinie zwischen dem todten und dem lebendigen Theil bezeichnete; so daß man das von dem kalten Brand angesteckte Glied nicht eher wegschneiden konnte, als bis man diese Li-

*) Vol. 17. p. 327. 396. 504.

Linie bemerket hatte, wenn anderst die Operation nicht mißlich, unnützlich oder tödlich ausfallen sollte.

CLXXVI.

Verschiedene besondere Zufälle, die durch den Einfluß des Gestirns verursachet worden sind.

Es wäre sehr gut, wenn man in allen Dingen das rechte und gehörige Mittel zu beobachten wüste; allein unsere wunderliche Vernunft verleitet uns fast jederzeit von einem äussersten Versehen auf das andere. Es war eine gewisse Zeit, in welcher der erste Leibarzt eines Souveräns jederzeit auch zugleich sein Sterndeuter war, und da man nicht anderst dachte und glaubte, als daß wir mit dem Himmel in einigem Verhältniß stünden: heut zu Tage aber würde man in Versuchung gerathen, sich über uns aufzuhalten, wenn wir solche Begriffe annehmen wollten. Es müssen disfals, so wie bey allen andern Dingen die Thaten reden, und es giebt wirklich viele Begebenheiten, die allerdings einigen Einfluß der Gestirne über unsere Körper zu erkennen zu geben scheinen: Thomas Bartholinus hat zum Exempel ein Mädchen gesehen, welches die fallende Sucht an sich hatte, und einen Flecken an der Stirne trug, der sich verlöschte,

oder

oder stärker wurde, auch öfters die Farbe veränderte, nachdem sich der Mond entweder im Ab- oder im Zunehmen zeigte.

Hist. anatom. centur. II. Hist. 72.

Der berühmte Mead hat einen andern Kranken gekannt, der an den Ufern der Themse wohnte, und mit der fallenden Sucht behaftet war, deren Anfälle sich so genau nach den Abwechslungen dieses Stromes richteten, daß sie sich allezeit mit der Fluth desselben anfiengen, da dann der Kranke Sinnen und Sprache so lang verlohr, bis die Ebbe wieder gekommen war.

Vid. Mead. imperium Solis et Lunae in corpora humana.

Carl Pison redet von einer Dame, die bey jeden Neumond eine besondere Wirkung spürte; indem ihre linke Wange und der ganze Theil des Halses auf dieser Seite so ausserordentlich sehr aufschwolle, daß sie jedesmal davon zu ersticken glaubte.

De morbis a serosa colluvie. obs. 27.

Tulpius erwähnet eines Engelländers, der allezeit im Vollmond eine Verstopfung des Urins bekame, welche vier Tage lang anhielte, und ihm sehr heftige Aengsten verursachte.

Observ. Med. lib. 31. c. 13.

Noch

Noch besonderer ist aber dasjenige, was Kerchring (observ. anatom. 92) von einer Frau berichtet: selbige war im Vollmond sehr schön, und hatte regelmässige Gesichtszüge; so bald aber der Mond ins Abnehmen kam, so war sie nicht mehr dieselbige Person; ihre Augen, ihre Nase und ihr Mund dreheten sich alle auf eine Seite, und verstellten sie so sehr, daß sie sich nicht unterstunde, die ganze Zeit über, da diese Veränderung dauerte, sehen zu lassen; und dieses währete so lang, bis der Mond eine hellere Veränderung bekame, da sie dann nach und nach die Annehmlichkeiten ihrer Gestalt wieder erlangte.

Der berühmte Bacon brauchte keinen Calender nachzusehen, wenn er wissen wollte, ob eine Mondsfinsterniß wäre, dann er fiel so gleich, wenn sich eine anfienge, in eine wirkliche Ohnmacht, und blieb so lang als sie dauerte, ohne Verstand liegen.
Ravley 's life of the R. M. Francis. Bacon, Lord Verulam.

Baillon schreibet, daß er ebenfalls eine Frau vom Stand beobachtet habe, die krank ware, und bey der er sich eben zu der Zeit, da sich eine Sonnenfinsterniß zeigte, befande, da sie dann augenblicklich in Ohnmacht fiele, und so lang als die Sonnenfinsterniß dauerte, ohne Verstand liegen

bliebe, ob man inzwischen gleich alles versuchet hatte, sie wieder zu sich zu bringen.

Epidem. lib. p. 48.

CLXXVII.

Eine Mutter gebahre vier Stund darauf, nachdem sie war gehangen worden, zwey Kinder.

Bey der Entbindung einer Leibesfrucht erleichtern die Bemühungen der Mutter die Geburt des Kindes unstreitig um ein merkliches; und also dörfen diejenigen Geburten, die ein Kind für sich selbst verrichtet, nicht für gering und unerheblich geschätzet werden. Die schreckliche und verabscheuungswürdige Grausamkeit eines spanischen Inquisitors, legte hievon einstmalen einen hinlänglichen Beweiß ab. Selbiger hatte den 14 Junius A. 1551. einen Mann nebst seiner Frau, ungeachtet sie schwanger war, aufhängen lassen. Vier Stunden nach dem Tod dieser unglücklichen Mutter, fielen, da sie noch am Galgen hienge, zwey Kinder aus ihrem Schooß.

Rudolph. Camerarii sylloge memorabilium medicin. s. Arcanor. 7. 42.

Thomas Bartholinus, act. Hafn. ann. 1673. erzählet, daß ein Kind zwey Tage nach seiner Mutter

ter Tod, zur Welt kame, welche an den Geburtsschmerzen gestorben war, wobey drey Hebammen ihre Kunst erschöpfet hatten.

Caspar von Reis führet in seinem Werk, das den Titel führet: Elysius campus jucundarum quaestionum. q. 9. aus dem **Cornarius** an: daß eine Frau zu Madrid, aus der vornehmen Familie von **Lasso**, bey der man kein Leben mehr vermuthete, weil sie schon drey Tage lang für tod lage, in ihr Familienbegräbniß begraben wurde; und da man solches nach einigen Monaten eröfnete, fande man, daß das Cadaver ein todes Kind in dem rechten Arm hielte. Dann die Frau, setzet der Verfasser hinzu, war, da sie für tod begraben wurde, schwanger, und nahe an der Zeit.

Die Frau des **Franz Arevallos de Suasso**, sagt ferners dieser Verfasser, wurde in den letzten Monaten ihrer Schwangerschaft in dieser Stadt krank; da sie in wenig Tagen starbe, oder für tod gehalten wurde, begrube man sie. Der Mann, den man von einem entfernten Ort, wohin er sich gewisser Angelegenheiten wegen begeben hatte, eiligst holen liese, langte um Mitternacht an. Da er die Nachricht erhielte, daß seine Frau, die er zärtlich liebte, tod und begraben war, wollte er sich das Vergnügen verschaffen, sie noch einmal zu se-

hen, gieng deswegen in die Kirche und ließ sie aus dem Grab herausnehmen. Man hatte kaum den Sarg geöfnet, so hörte man ein Kind schreyen. Jedermann erstaunte; man holte die Gerichtsbeamten herbey, die Priester und viele andere Personen begleiteten den Wittwer mit Fackeln; man hebte das Todentuch auf, und sahe den Kopf eines Kindes zum Vorschein kommen, das sich bemühete, seinen übrigen Körper loszumachen; man brachte selbiges lebendig und gesund heraus, und es lebte nachgehends noch lange Zeit unter dem Beynamen eines Sohnes der Erde, den ihm jedermann mit einmüthigen Beyfall beylegte. Don Juan von Barrientos, aus der Stadt Segubia, versicherte eidlich, daß er dieses Kind nachgehends bey erwachsenen Jahren, als Generallieutenant der Gränzstadt Cherez, gesehen habe. Mithin ergiebt sich offenbar, daß die Kinder nicht allezeit mit ihren Müttern zugleich sterben, wenn selbige nahe vor ihrer Niederkunft ihren Geist aufgeben. Daniel Vincelius hat Schriften verabfasset diese Wahrheit zu erweisen; man findet in der Streitschrift des Nymmans de vita foetus in utero; und in dem Tractat des Theophil Raynauds de ortu infantium contra naturam c. 2. unzählige Beyspiele hievon. Der Gebrauch gewisser unwissenden Frauen, die den schwangern Weibern,

die

die sie begruben, eine Nadel, eine Scheere und einen Faden in den Sarg legten, dienet zu einen Beweiß, daß sie die Erfahrung überzeuget hat, daß Frauen manchmal nach ihrem Tod noch gebähren können.

CLXXVIII.

Ein Bauer konnte von einem anhaltenden Fieber deswegen nicht genesen, weil man ihn gar zu wohl versorgte und ernährte, und man muste, um ihm zu seiner Gesundheit zu verhelfen, ihn wiederum seiner gewöhnlichen Lebensart überlassen.

Ein Bauer, der an einem anhaltenden Fieber sehr krank darnieder lage, wurde in einem Spital gebracht; man verpflegte daselbst die Leute wohl, er wurde in ein gutes Bett geleget, bekam gute Arzneymittel, Brühen ꝛc. allein sein Uebel, das immer ärger wurde, vermehrte auch zugleich seine Traurigkeit; er war erstaunlich niedergeschlagen, und hörte nicht auf sich zu beschweren und zu beklagen. Es gieng einstmal der Arzt zu ihm und fragte ihn, worüber er sich beklagte, und ob er mit dem, was man ihm gäbe, nicht zufrieden wäre. Ey mein Herr! das ist die Ursache im geringszen nicht, gab er zur Antwort, sondern ich bin

deswegen nicht wohl auf, weil ich mich hier gar zu gut befinde. Was willst du damit sagen.? fragte der Arzt; was ich damit sagen will? antwortete der Bauer, kurz, wenn man ferner fort so wie bis anhero mit mir umgehet, so habe ich keine vier und zwanzig Stunden mehr zu leben. Was soll ich mit einem so weichen Bett machen? ich habe in neunzehen Jahren dergleichen keines gesehen; ich brauche nichts als ein wenig Stroh, ich schlafe nicht besser, als auf der Erden; und was soll ich mit allen euren Brühen und Gerstenwassern anfangen? ich trinke Wasser, und Zwiebeln und Käß muß man mir geben, wenn ihr haben wollet, daß ich gesund werden solle. Der Arzt, der sich schlechte Hoffnung von diesem Kranken mehr machte, glaubte keine Ursache zu haben, ihm sein Verlangen abzuschlagen; er war zwar tod krank, man nahm ihn inzwischen gleichwohl, legte ihn auf ein Stroh, gab ihm Zwiebeln, Salz, Brod und Wasser, und ließ ihn so liegen, in der sichern Hoffnung, daß er nicht weit laufen würde: aber man betroge sich in seiner Muthmassung, denn man traf ihn des andern Tages auf, und ganz gesund an, da er mit den andern Kranken, die wieder hergestellet worden waren, am Feuer sasse. Man bleibt jederzeit mit dem Ort verhänget, von dem man her ist.

Solemander, Sect. 5. Consil. 15. obs. 16.

CLXXIX

CLXXIX.

Ein gewisser Mensch kam bey dem Anblick seines Feindes aus Rache so sehr ausser sich, daß er an einem Blutfluß starbe, der aus der Wunde gienge, die er von ihm bekommen hatte.

Ein gewisser Mensch, der sich mit einem andern schluge, bekame in der Schlägerey eine Wunde am Ellenbogen. Es brauchte einige Zeit bis solche heilte, es war ein solcher Hieb mit dem Degen, der mit vieler Stärke geführet worden war, endlich schlosse sich aber die Wunde, und der Verwundete wurde wieder vollkommen hergestellet. Da er einstmalen an seinem Fenster stunde, sahe er denjenigen, der ihn verwundet hatte, durch die Gasse herein gehen, welcher Anblick eine so heftige Bewegung bey ihm verursachte, und ihn dergestalt ausser sich brachte, daß sich die Wunde auf einmal wieder öfnete, und das Blut mit solcher Heftigkeit heraus drunge, daß man diesen Blutfluß unmöglich stillen konnte, und er daran, ehe eine halbe Stunde vergienge, den Geist aufgabe.

Fabric. Hildan. Centur. 1. obs. 18.

CLXXX.

Ein Officier konnte sein Ohr bewegen wie er wollte.

Ist wohl das äussere Theil des Ohres, dieser knorpelichte Fächer, der dazu bestimmet ist die schallenden Strahlen zu sammlen, und dadurch der Empfindlichkeit des Werkzeuges des Gehörs zu helfen, seiner Natur nach unbeweglich?

Ich habe einen irrländischen Officier, der in französischen Diensten stunde, gekennet, der diesen Theil auf alle Seiten hin, auf eine merkliche Art bewegen konnte; er hatte aber auch ein vortrefliches Gehör.

CLXXXI.

Von dem Aufkeimen und Wachsen einiger Haberkörner in dem Magen.

Man hat in den öffentlichen Zeitungen dieses Jahres (1761.) einen Umstand gelesen, der so besonder ist, daß er allerdings hier einen Platz einzunehmen verdienet *), er betrift das Aufkeimen

*) Dieser Umstand, den ich aus der medicinischen Zeitung genommen habe, ist aus den Neuigkeiten der Re-

men, ja so gar das Wachsen einiger Haberkörner in dem Magen an, in welchem sie zehen Monat lang geblieben waren. Das allerbesonderste hiebey ist, daß diese Körner nicht nur so lang in diesem Eingeweide, ungeachtet der Triebe und Bewegungen dieses Theils, und der Wirkung der Purganzen, die der Kranke eingenommen hatte, geblieben waren, sondern auch in dem **Magen Wurzeln gefasset und hervor gesprosset hatten, als wenn sie in die Erde wären gesäet worden,** ausser daß sie nur Halme, ohne Körner, getragen hatten; der Halm war sehr schwach, und kam dem Schimmel, der an den Schossen des Weizens wächset, sehr gleich, war aber nicht so fest und lang; einige Körner hatten bey acht Zoll getrieben, aber nicht in einer Sprosse, sondern in einer mit drey bis vier Knoten unterbrochenen Länge, die die Gestalt und Grösse eines kleinen Haberkorns auf der Seite des Stengels hatten. Ein jedes dieser Körner hatte drey bis vier ganz kleine, zwey bis drey Finger lange Wurzeln, die sehr dünn waren.

Republick der Wissenschaften vom Monat September 1685. gezogen worden. Bayle hat solchen in dem Auszug eines Schreibens mitgetheilet, das Herr Buissiere, Wundarzt des Grafens von Roy, von Coppenhagen aus, den 25. August 1685. an ihn abgelassen hat.

Dieser Zufall erweiset deutlich, daß die Verschiedenheit zwischen den Pflanzen und Thieren, in allem, was ihre Zeugung, Entwicklung und Ernährung anbetrift, sehr gering ist.

CLXXXII.

Eine Frau kame zur ordentlichen Zeit in dem Anfall eines viertägigen Fiebers mit einem Kind nieder, welches mit diesem Uebel nachgehends bis an seinen Tod geplaget war.

In der Stadt Ryssel befand sich ein Mädchen von einer gesunden Leibesbeschaffenheit, die sich ohngefähr in ihrem ein und zwanzigsten Jahr mit einem Menschen gleiches Alters verheurathete, der aber allen Kennzeichen nach sehr melancholisch ware; nach Verlauf dreyer Wochen bekam sie das viertägige Fieber, und einige Zeit darauf wurde sie schwanger: sie behielte dieses Fieber ihre ganze Schwangerschaft durch, und da sie zur ordentlichen Zeit niederkame, hatte sie eben einen Anfall davon. Nachdem sie von ihrer Frucht entbunden ware, so bekam die Tochter, welche sie gebohren hatte, dieses Fieber an ihrer Stelle, und wurde mit solchem bis an ihren Tod geplaget, der nach zwey und zwanzig Monaten erfolgte. Dieses Kind war ausser-

ausserordentlich mager, hatte einen grossen Bauch, und man sahe und fühlte eine Geschwulst an ihm, die sich von der linken weichen Seite, bis an den Unterleib auf eben dieser Seite herunter ausbreitete. Herr de la Barre, ein Doctor der Arzneykunst, wollte die Ursache dieser Erhärtung sehen, und fand, da er diesen kleinen Körper öfnete, daß diese Geschwulst nichts anders, als das Milz war, welches diesen ganzen Raum ausfüllete, und neun Unzen woge.

Eben dieser Arzt hat dergleichen auch in andern Körpern gefunden, die nicht mit dem viertägigen Fieber beschweret waren. Er erinnert sich, daß er im Jahr 1667. da er zu Leyden studierte, eine Frau gesehen hatte, die man für schwanger hielte, in welcher Herr Vanhorne, Professor der Anatomie, an statt eines Kindes, das Milz mitten darinnen und um den Unterleib herum fande: dieses Milz war von einer ausserordentlichen Grösse, und wog fünf bis sechs Pfund. Dem ohngeachtet hatte diese Frau niemals das viertägige Fieber gehabt. Republ. des Lettres, Juil. 1687, p. 710.

Zeuget diese besondere Fortpflanzung des Fiebers von der Mutter auf das Kind nicht für die Meynung des Boerhaave; daß die näheste Ursache der Wechselfieber von der klebrigten Feuchtigkeit

des

des Blutes in den Hauptadern, und vielleicht auch von der Unwirksamkeit des Nervensafts, so wohl des grossen als des kleinen Gehirns, der zum Trieb des Herzens bestimmet ist, abhänge? Dann kann man wohl vernünftiger Weise annehmen, daß der Sitz dieses viertägigen Fiebers schon in den ersten übeln Verdauungen dieses Kindes statt fande?

CLXXXIII.

Eine Distillation des Blutes eines Menschens, dem der Kopf war abgeschlagen worden, dessen Wasser, welches man in zwey Flaschen aufbehielte, nirgends als an den Orten gefrore, die man mit der Hand berühret hatte.

Die academischen Memoires, die unter dem Namen der Tageregister von Deutschland (Ephemerides d' Allemagne) bekannt sind, gleichen wenigstens zum Theil dem unsterblichen Werk des Plinius, welches mehr als eine gewagte That in sich enthält: ich weis zwar nicht, ob folgender Zufall mit unter diese Anzahl gehöret, wenigstens ist er doch sehr besonder. Isaac Heräus, ein Apothecker des Churfürstens von Hannover, distillirte A. 1669. das Blut eines Menschens, der enthauptet worden war, und goß das Wasser, welches er

da-

davon bekame, in zwey Flaschen, eine jede von vier Unzen. Er setzte diese Flaschen in die Luft, nachdem er sie vorhero wohl zugemachet hatte, und das darinnen enthaltene Wasser gefrore niemals, und wenn es noch so streng kalt war. Da ihm dieser Zufall wundersam vorkame, so nahme er in der Mitte des Jenners A. 1670. eine dieser Flaschen in die Hände, und setzte sie sodann wieder in die Luft, nachdem er sie vorhero einige Zeitlang erwärmet hatte, worauf das Wasser in einem Augenblick gefrore, ausser nur an den Orten nicht, die er nicht berůhret hatte.

CLXXXIV.

Ein gewisser Mensch hatte ein so grosses Herz, als sein Kopf war, und eine Geschwulst an der grossen Pulsader ꝛc. Was die Aerzte davon hielten.

Die Wirkungen der Natur pflegen den Entscheidungen der Aerzte vielfältig zu widersprechen: die häufigen Unfälle, die sie erfahren, sollten ihnen allerdings mehrere Behutsamkeit einflößen, und sie belehren, wie lächerlich es manchmal ist, wenn man solche Fälle auf eine kühne Art entscheiden will, die der Vernunft nichts als Ungewißheiten und Zweifel darbieten. Ein gewisser Mensch hat-

hatte ein Herz, das so groß wie sein Kopf war, und dabey eine Geschwulst an der grossen Pulsader: seine Aerzte machten die Entscheidung, daß die Verdickung des Geblütes sein Herzklopfen verursache. Bey einem andern, der eben eine solche Geschwulst bey dem Ursprung der grossen Pulsader hatte, kam das starke Herzklopfen, nach der Meynung der Aerzte, von nichts anders als von Dünsten her. Ein Mensch, der an der Brustwassersucht litte, bekam, nach dem Vorgeben der Aerzte, das Herzklopfen aus keiner andern Ursache, als weil sich seine Säfte ausserordentlich verdicket hatten. Inzwischen starb er nach einer Consultation, in welcher man ihm Arzneymittel auf zwey Monat lang vorgeschrieben hatte. Wie kommt es dann also, daß die Eigenliebe, die uns antreiben sollte, unsere Unwissenheit zu verheelen, mehrestentheils eine Empfindung der Eitelkeit in uns erreget, welche solche entdecket?

CLXXXV.

Gassendi sahe eine Frau von achtzig Jahren, der seit kurzem neue Zähne gewachsen waren, nachdem sie seit funfzehen Jahren alle die andern verlohren hatte.

Wenn wir sterben, so kehren wir fast eben diesen Weg wieder zuruck, den wir in der ersten

Zeit

Zeit unsers Lebens gegangen waren. Das hohe Alter stellet uns ein getreues Gemälde unserer ersten Kindheit vor. In diesen beyden Zuständen sind wir der Natur die mehreste Verbindlichkeit schuldig. In dem einen können wir keine zusammenhängenden Gedanken hervorbringen, und haben die Vernunft noch nicht, weil unsere Organa noch zu schwach sind; in dem andern Zustand bewirken unsere abgenutzten Triebfedern nur schwache Begriffe, und wir haben die Vernunft verlohren. Diese Aehnlichkeit leget sich bisweilen in den überflüssigsten Kleinigkeiten am Tage. Gassendi sahe, da er durch ein Dorf in der Grafschaft Venaissin reiste, eine Frau von mehr als achtzig Jahren, der seit kurzen neue Zähne gewachsen waren, nachdem sie die andern alle seit funfzehen Jahren verlohren hatte. Dieser Philosoph, welcher der Abweichungen der Natur schon gewohnet war, befragte nicht nur das alte Weib, deren Mund sich wieder verjüngert hatte, sondern er untersuchte auch ihre Zähne, und fand, daß wirklich alle Kästchen ausgefüllet waren. Er erfuhre auch, daß dieses späte Zahnen eben so schmerzhaft, als das erste gewesen war.

CLXXXVI.

Ein Arzt brachte es so weit, daß er einem Tauben und Stummen gewisse Dinge sehr deutlich aussprechen lehrte.

Olaus Borrichius, erwähnet in einem von Londen den 10 August 1663. an den Bartholinus abgelassenen Schreiben eines jungen Edelmanns, welcher, da er fünf Jahr alt war, taub, und ohngefähr sechs Monate nachher stumm geworden war, und nachher bis in sein zwanzigstes Jahr kein Wort vorbringen konnte. „Der „Doctor Wallis, sagt dieser Verfasser, nahm es „über sich, ihm zu seiner Sprache zu verhelfen, „und schriebe zu diesem Ende die Buchstaben und „die Sylben auf ein Papier, und ließ dem jun„gen Menschen, da er solche selbst wiederholte, „alle verschiedene Bewegungen, die er machte, „nachahmen. Seine Bemühung war nicht frucht„los, indem er seinen Lehrling in Stand setzte, „gewisse Dinge ganz deutlich auszusprechen, ob „er gleich beständig fort taub bliebe."

CLXXXVII.

CLXXXVII.

Der Cardinal Duprat, welcher an einer gänzlichen Verstopfung des Urins zu leiden vorgabe, um aus dem Gefängniß zu kommen, trank solchen heimlich.

Der Urin ist die Lauge des Geblütes. Er ist ein mit allem dem Salz, das er in dem Körper hat auflösen, und den ölichten Theilen, die er mit sich hat wegziehen können, angefülltes Wasser. Wenn diese kleinen ölichte und salzigte Theile in in den Säften und Feuchtigkeiten zurück blieben, so würde die Gesundheit dadurch Schaden leiden, und sie würden eine verderbliche Wirkung in das Gehirn selbst haben; da sie inzwischen dadurch, daß sie in das Geblüt geben, und sich durch die Nahrungs- und Verdauungsgänge ziehen, keine schädliche Wirkung verursachen. Manche Leute verschlucken täglich etwas von ihrem Urin, ohne die geringste Beschwerlichkeit davon zu bekommen. Es ist bekannt, was der Cardinal Duprat thate, um aus dem Gefängniß zu kommen Er gab vor, daß er von einer Verstopfung des Urins geplaget wäre, und trank heimlich allen den, welchen er von sich gabe. Seine Aerzte wurden am ersten dadurch betrogen; sie berichteten es dem König,

der, weil er seinen Minister nicht verliehren wollte, ihm seine Freyheit gabe.

CLXXXVIII.

Von einem Edelmann, dem bey einem Anfall eines dreytägigen Fiebers das Aug aus dem Kopf sprange. Von dem Gallenstein in der Blase derer, die an langwierigen Fiebern sterben.

Baillou erzählet; daß ein Edelmann, der an einem dreytägigen Fieber krank lage, eines Tages einen so heftigen Anfall davon spürte, daß ihm das rechte Aug aus dem Kopf sprange, und in kurzer Zeit dergestalt ausdorrete, daß er selbiges nachgehends nicht mehr gebrauchen konnte. Eben dieser Verfasser erwähnet auch einen Umstand, welcher einem berühmten Arzt, der vor drey Jahren ein vortrefliches Werk von den Wechselfiebern herausgegeben hat, und dessen Meynung dahin gehet, daß sich der Sitz dieser Krankheiten fast allezeit in der Leber aufhalte, sehr wohl gefallen muß. Einer meiner Freunde, saget demnach Baillou, hat mich versichert, daß er jederzeit bey den mehresten Personen, die an viertägigen, und lang anhaltenden Fiebern, bey welchen alle Hülfsmittel der Kunst vergebens angewendet wurden, ge-

gestorben waren, in der Gallenblase an statt der Galle einen Stein gefunden habe.

CLXXXIX.

Eine Kranke, die von einem viertägigen Fieber war befreyet worden, bekam solches jedesmal wieder, so oft sie einige Arzney einnahme.

Eine Frau hatte das viertägige Fieber, von welchem sie bereits schon mehr als vierzehen Tage lang befreyet worden war. Als ihr ihr Arzt nachhero eine Purganz von Senetblättern verordnete, bekam sie ihr Fieber alsobald wieder: man suchte solches abermals zu vertreiben, und kam damit zum Zweck: einige Zeit darauf glaubte man mit ihr noch eine Purganz vornehmen zu müssen; man gab ihr wieder Senetblätter, und sie wurde so gleich wiederum von einem neuen Anfall des Fiebers befallen. Hoc arguit, sagt hiebey dieser Baillou, den ich angeführet habe, cum quartanis mitius agendum, und das hat seine gute Richtigkeit: man muß mit solchen Personen, die lange Zeit mit einem schweren viertägigen Fieber abgemattet worden sind, gelind umgehen. Aber könnte man nicht auch sagen, daß ein Fieber, wenn es einmal vollkommen curiret worden ist, durch die

Arzney neuerdings nicht mehr könne erreget werden, und daß folglich die wiederholten Anfälle der Fieber, nicht so wohl den Purganzen, als vielmehr dem, daß sie nicht recht curiret worden waren, zuzuschreiben wären?

CXC.

Ein Mensch, der in die Brust verwundet worden war, fiele jedesmal in Ohnmacht, so oft man ihm den Finger auf das Herz legte ꝛc.

Das Herz hat ausser seiner wechselsweisen Bewegung des Zusammen- und Voneinanderziehens noch eine räumliche Bewegung, die man, ohne grosse Unordnungen zu verursachen, hemmen kann. Ein gewisser Mensch wurde in den vördern und inneren Theil der Brust verwundet; es setzte sich ein Geschwür an, welches viele scharfe Wässerigkeit verursachte. Das Herzfell füllte sich unter dem Verbinden an, der Kranke empfande viele Aengsten und ein Drucken, er konnte nicht liegen, und wenn er ohnbeschweret Athemholen wollte, so muste er sich auf die rechte Seite wenden. Herr de la Peyronie steckte den Finger einigemal in die Wunde; und so bald als er das Herz berührte, so zeigte sich eine Ohnmacht, in welcher der Kranke

ke lange Zeit verstandlos liegen bliebe. Eine Bemerkung des Spigellius bestätiget die gegenwärtige. Dieser Anatomist hatte eine Wunden gesehen, die in das Herzfell, diesen Sack, in welchen das Herz gleichsam eingewickelt ist, hinein gienge, und brachte auch so gar einmal eine Lappe davon heraus; und was das besonderste dabey ware, so fiele der Kranke in Ohnmacht, da er das Sucheisen in die Wunde steckte.

De Senac, Traité du coeur.

CXCI.

Von der verliebten Wuth.

Bey dem Anfall einer heftigen Leidenschaft scheinet sich die Seele gleichsam in einem Punct zusammen zu ziehen, und vollkommen u. einzig u. allein mit dem Gegenstand, der sie beherrschet, zu beschäftigen. Ein Soldat, den man vor 30 oder 40 Jahren zu Montpellier gehangen hatte, war eines Tages so unglücklich, daß er seine Seele von den verliebten Begierden, die ihn ausser sich brachten, nicht fähig ware abzuhalten. Es begegnete ihm, da er durch diese Stadt gienge, unter andern ein Mädchen, welches ganz gelassen einen Krug mit Wasser auf ihrem Kopf truge. Dieser Anblick erregte

in ihm die plötzlichste und heftigste Wirkung, und entzündete in dem Augenblick die hitzigste Liebe bey ihm; es überfiele ihn eine ordentliche verliebte Wuth, der er nicht mehr widerstehen konnte; er warf das Mädchen zur Erden, küste und umarmete sie, und setzte sich, ohne die Stunde, die Zeit, noch den Ort zu erwegen, in Bereitschaft, die Begierden, die in ihm wirkten, in seinen Armen zu befriedigen. Jedermann erstaunte über seine Verwegenheit, das Volk lief herbey, man überfiele und mishandelte ihn; ohne daß alles dieses fähig ware seine Absichten, so gar mitten unter den Schlägen, die auf ihn regneten, zu hindern. Liese sich nicht fragen, ob dieser Mensch, der deswegen gehangen wurde, weil er eine allzustarke Empfindung gespüret hatte, das Vermögen hatte, ihr zu widerstehen? Es scheinet freylich, daß die Richter, die ihn verurtheilet hatten, daran nicht mögen gezweifelt haben.

CXCII.

Ein Kind war, da es zur Welt kam, mit den Flecken der Kinderblattern gezeichnet, welche die Mutter desselben während ihrer Schwangerschaft gehabt hatte; und ein anderes kam mit einer gelbgefärbten Haut auf die Welt, weil desselben Mutter in eben dieser Zeit Safran gebrauchet hatte.

Forestus, Thomas Bartholinus und Andreas Moellenbroc bezeugen, daß gewisse Weiber, die während ihrer Schwangerschaft die Kinderblattern gehabt hatten, solche Kinder zur Welt brachten, deren Körper bey ihrer Geburt mit den Flecken dieser Krankheit gezeichnet waren; welches ein offenbarer Beweiß ist, wie diese Aerzte sagen, daß diese Kinder die Blattern zu gleicher Zeit mit in ihrer Mütter Leibern müssen gehabt haben.

Annatus Lusitanus erzählet, daß eine schwangere Frau, die eine Arzney, unter welcher Safran war, eingenommen hatte, mit zwey Töchtern niederkame, deren Haut hellgelb gefärbet war, welches er dem Safran zuschreibet, weil sich die gelbe Farbe verlohre, da man die Leiber dieser zwey Kinder mit Wasser abgewaschen hatte. Findet

denn also zwischen dem Kind und der Mutter ein solches innerliches Verhältniß, und ein so bestimmter Grad der Wirkung und Gegenwirkung statt, der durch die Kunst angezeiget und geschätzet werden kann? Ein Philosoph wird auf diese Frage, so wohl die eine als die andere Meynung behaupten können. Ein kluger Mensch bekennet sich zu keiner derselben, und höret die Malbranches und Buffons, wieget die Fälle und ihre Ursachen ab, schiebet sein Urtheil auf, und zweifelt auch nach diesem noch.

CXCIII.

Ein Arzt, dessen Arme und Hände mit Flechten bedecket waren, vertrieb sich solche mit einem Umschlag von Pflaumenbaumgummi, der in Weinessig aufgelöset war.

Man lieset in den philosophischen Transactionen, daß ein Arzt, der die Arme und Hände voller schweren Flechten hatte, die mit den besten Mitteln nicht konnten vertrieben werden, sich durch einen Umschlag von in Weinessig aufgelösten Pflaumenbaumgummi davon befreyete. Einige Tage vorhero, ehe er dieses Mittel gebrauchte, legte er Weintraubenblätter, und bisweilen halb offene

Weinbeerkerne auf diese Theile, um die Feuchtigkeit dadurch heraus zu ziehen. Wenn man Pflaumenbaumgummi bekommen will, so drehet man einen Zweig so lang, bis das Holz hervor scheinet, und sich die Rinde an einigen Orten gespalten hat; und läst ihn alsdann in einer solchen etwas zerstörten Lage wachsen; da er dann im folgenden Sommer viel gummichten Saft austreiben, und von sich geben wird.

CXCIV.

Von nahrhaften und heilsamen Körpern, die lange Zeit in dem Leib geblieben sind, ohne in selbigem einige Veränderung verursachet zu haben.

Der Magen bekommt bisweilen nahrhafte Körper, oder Arzneyen, die er lange Zeit unverändert bey sich behält. Hildanus erzählet, daß eine Frau, die ein Vomitif eingenommen hatte, ein Stück Speckschwarte, von einem in Rauch gedörrten Speck von sich gabe, den sie zwey Jahre vorhero gegessen hatte. Ein Arzt, aus Halle in Sachsen, sagt, daß er fast eben diesen Umstand bey einem Menschen aus Erfurt gesehen habe, der purgierende Pillen eingenommen habe, die ihn nicht angriefen; worüber man sich

ein Jahr hernach nicht mehr verwunderte, da er selbige, wie er sie eingenommen hatte, ja so gar noch mit sammt den Goldblätchen, in die man sie eingewickelt hatte, von sich gabe.

CXCV.

Ein junger Astronomus gewöhnte seinen Körper fast so weit, daß er keine Dünste mehr ausdämpfte.

Starke und plötzliche Veränderungen sind schädlich, und erregen einen verderblichen Eindruck: aber eine Veränderung, die nach und nach geschiehet, verursachet ordentlicher Weise keinen Sturm. Ein junger Holländer, welcher der Sternkunst sehr ergeben war, und viele Nächte mit Beobachtung des Gestirns zubrachte, gewöhnte seinen Körper, so zu reden, dazu an, daß selbiger beynahe keine Dünste mehr ausdämpfte; welches er daran bemerkte, weil ein Hemd, welches er fünf bis sechs Wochen lang getragen hatte, da er solches ablegte, um ein anderes anzuziehen, noch so rein und weiß war, als wenn er es erst einen Tag lang getragen hätte. Hat die Feuchtigkeit der Nacht, oder die Kühle der Luft, die ausdünstenden Oefnungen oder Gefäße solchergestalt verstopfet, daß sie undurchdringlich geworden sind?

CXCVI.

CXCVI.

Ein Verbrecher des Hochverraths redete noch einige Worte, nachdem ihm der Scharfrichter das Herz bereits schon aus dem Leib gerissen hatte.

Das Herz ist der erste Ursprung des Lebens; die Quelle dieses Feuers, wie der zierlich redende Herr Senac saget, welches sich nicht eher, als mit selbigem zugleich verlöschet, die erste kennbare Triebfeder, die alle Theile belebet, und gleichsam die materialische Seele aller lebendigen Körper; es verliehret aber dieses Werkzeug nicht jederzeit erst zum letzten seine Wirksamkeit: man lieset in den Werken des unsterblichen Bacons, dieses mit Recht so verdienten Schriftstellers, daß ein Engelländer, welcher wegen des Hochverraths hingerichtet wurde, noch einige Worte aussprache, nachdem ihm der Scharfrichter das Herz bereits aus dem Leibe gerissen hatte.

CVCVII.

Ein Alchymist asse versüßten Mercurium wie Brod.

Man lieset in den Memoires der Academie vom Jahr 1699. daß Herr Lemery einen Alchymi-

chymisten gekannt hat, welcher sich so sehr an den Gebrauch des vermittelst eines Acidi corrosif gemachten Mercurs gewöhnet hatte, daß er sublimirten oder versüßten Mercurium wie Brod asse. Er hat gesehen, wie er dessen vier Unzen auf einmal asse; und der Alchymist versicherte ihn, daß er von Zeit zu Zeit öfters so viel davon einnähme, um seinen Leib gelind durchzuführen, und sein Blut zu reinigen.

Diejenige Magd eines Domherrns zu Douay, von welcher ein gewisser Arzt redet, brauchte nicht so viel: sie nahme eine Latwerge wider das Fieber ein, in welche man versüßten Mercurium, mit etwas wenig Spießglaß vermenget, gethan hatte. Der Leib bekam einige Tage lang Oefnung davon, aber nicht lang darauf gienge der Hals so sehr und plötzlich an, daß ungeachtet aller Gurgelwasser, scharfen Clystire und Purganzen, eine häufige und schmerzhafte Salivation erfolgte, die zehen bis bis zwölf Tage lang dauerte.

CXCVIII.

CXCVIII.

Bey einem gewissen Mann war das Milz gänzlich versteinert, ohne daß er sich jemals über dieses Eingeweide beklaget hatte.

Herr von Littre hat der Academie A. 1700. ein Milz eines Mannes gezeiget, das über und über versteinert war, es hienge an allen Gefässen und Banden, an denen das Milz insgemein zu hängen pfleget, daß man also nicht zweifeln konnte, daß es nicht das wirkliche Milz gewesen wäre. Der Mann war sechzig Jahr alt, und war an einem Fall gestorben, und man hatte niemals gehöret, daß er sich jemals über das Milz, noch ein mit selbigem in Verhältniß stehendes Uebel beklaget hätte. Er war so gar, wie der berühmte Geschichtschreiber der Academie saget, sehr munter und aufgeweckt, ob gleich das Milz keine Wirkung in ihm thate, und man insgemein dafür hält, daß selbiges, indem es das Blut reiniget, vieles zur Munterkeit beytrage. Dieses versteinerte Milz woge eine und eine halbe Unze.

CXCIX.

Von dem Stein der Weisen.

Es ist sehr besonder, daß nicht leicht etwas so lächerliches, ungereimtes und unwahrscheinliches hat erdacht werden können, welches nicht manche Personen andern Leuten ganz leicht beygebracht, und ihnen glaubwürdig gemachet haben: und deswegen ist sich nicht sonderlich zu wundern, daß manche Alchymisten unterschiedliche Leute beredet haben, daß ihnen die Kunst Gold zu machen eigen wäre. Man findet in den Bemerkungen des Kunkels, daß Christian der erste dieses Namens, Churfürst von Sachsen, den Mercurium, das Kupfer und alle andere Metalle in wahrhaftes Gold und Silber verwandelte: und daß der Fürst August ohngefähr im Jahr 1590. mit einem Theil einer gewissen Tinctur, sechzehen hundert und viermal so viel Mercurium in Gold verwandelte, welches alle Arten der Probe aushielte.

Zwelfer, ein Arzt aus Basel, der daselbst zugleich die griechische Sprache, die Sittenlehre, die Staatsklugheit und die Arzneykunst lehrete, sagt in seiner Pharmacopée Royale part. 1. c. 1. daß der Kaiser Ferdinand III. da er mit drey Pfunden ordentlichen Mercurio, vermittelst einer gewissen ge-

geheimen Tinctur der grossen Kunst mit seinen eigenen Händen zwey und ein halbes Pfund gutes Gold gemachet hatte, deswegen habe ein Schaustück prägen lassen, auf welchem auf der einen Seite ein Apollo mit einer Aufschrift, welche diese Verwandlung bestätigte, zu sehen war; und auf der Umseite dankte er GOtt für die Gnade, daß er den Menschen einen Theil seiner göttlichen Wissenschaft verliehen habe; welches man am besten aus den eigentlichen lateinischen Worten, die auf dieses Schaustück gepräget worden sind, und ich hier beyfügen will, wird ersehen können.

Um den Apollo herum stehen die Worte:

Divina metamorphosis.

und nachher:

Exhibita Pragae

XV. Jan. Ao. MDCXLVII.

In praesentia

Sac. Caes. Majest.

Ferdinandi

Tertii.

Auf

Auf der Umseite:

Raris
Haec ut
Eſt ars ita raro in
Lucem prodit
Laudetur Deus
In aeternum
Qui partem infinitae
Tuae ſcientiae abiec-
tiſſimis ſuis creatu-
ris communi-
cat.

Der Schriftſteller, von dem ich dieſe Begebenheit hergenommen habe, merket ſorgfältig an, daß dieſes Gold ſehr fein, und der Kaiſer durch eine geſchickte Unterſchiebung eines natürlichen Goldes an ſtatt deſſen, das er machte, ſehr leicht zu hintergehen war, ich halte aber dieſe Anmerkung für eine groſſe Verwegenheit von ihm. Denn es wäre gar zu viel, Kaiſer zu ſeyn, und niemals betrogen zu werden.

CC.

Der Leib einer Frau wurde in einer Krankheit um einen ganzen Schuh kürzer; und nach ihrem Tod waren alle ihre Gebeine so weich wie Wachs.

Herr Tauvry gab im Jahr 1700. der Academie von einem Schreiben Nachricht, welches Herr Courtial, ein Arzt aus Toulouse an ihn, abgelassen hatte, in welchem er ihm meldete, daß eine Frau von ein oder zwey und zwanzig Jahren, die vorhero das Fieber gehabt hatte, nachgehends anfienge, an ihrem ganzen Leib heftige Schmerzen auszustehen, und so schwach zu werden, daß sie sich nicht mehr aufrecht auf ihren Füssen halten konnte; sie wurde so ungestalt, und nahm so merklich ab, daß sie in achtzehen oder neunzehen Monaten ihrer Krankheit um einen ganzen Schuh kürzer wurde; man konnte sie nicht bewegen, ohne daß ihre Gebeine sich bogen; sie geschwolle an dem ganzen Leib, und ihre Haut wurde um ein merkliches dicker und härter: gleichwohl asse sie beständig fort sehr stark. Nach ihrem Tod fand man alle ihre Gebeine weicher als wie Wachs, ausser den Zähnen, die ihre natürliche Festigkeit behalten hatten. Sie waren leichter durchzuschneiden als die

fleischichten Theile, und einige derselben waren nicht anders, als wie schwammichte und weiche fleischichte Theile, die in unterschiedliche Lappen von ungestalten Ansehen vertheilet, und mit einer scharfen blutigen Wässerigkeit, ohne einige Hölung oder Bemerkung eines Marks vermischet waren; alle andere Theile des Leibes waren in ihrem natürlichen Zustand.

Vermuthlich ist bey Gelegenheit dieser seltsamen Krankheit, die sich vor zehen Jahren bey einer Frau aus Paris, Namens Supiot, abermals zeigte, folgendes Werk, das A. 1700. zu Toulouse gedrucket wurde, geschrieben worden: Beschreibung der Krankheit des **Bernhards von Armaignac**, dessen Leib nach seinem Tod um vieles kürzer, seine Gebeine, Flechsen und Sennen gänzlich zertrennet, und alle Theile desselben verenket befunden worden waren, nebst der Untersuchung der Ursachen dieser so ausserordentlichen Zufälle.

CCI.

Die Geschichte der Agnodice, eines jungen Mädchens aus Athen, die von den Aerzten angeklaget wurde, daß sie die Weiber, denen sie in den Geburtsschmerzen beystunde, verführete.

Man sagt, daß kein Neid stärker wäre, als der, welchen die Aerzte unter sich gegen einander hegen, und es befindet sich solches leider schon seit sehr langer Zeit nur allzuwahr. Ein junges Mädchen aus Athen, Namens Agnodice, (welcher Name allerdings im Angedenken erhalten zu werden verdienet), die sich den Wissenschaften und der Erforschung der Natur gewidmet hatte, faste einen Lust zur Arzneykunst. Sie war aber eines Wegweisers, eines Meisters benöthiget, wenn sie in dieser Wissenschaft einigermassen fortkommen wollte. Die Schule des Herophili stunde ihr zwar in Wahrheit offen, weil ihr aber ihr Geschlecht den Zutritt dahin nicht erlaubte, so verkleidete sie sich, legte Kleider einer jungen Mannsperson an, und befleissigte sich der Heilkunst hauptsächlich in dem Theil, der die Krankheiten der Weiber zum Gegenstand hat, so sorgfältig, daß sie in kurzer Zeit wegen der Hülfe, die sie den Frauen bey ihren Entbindungen leistete, in ein grosses Ansehen kam. Die andern

Aerzte, die fast alle mehrestentheis sich darauf beflissen, den Weibern bey den Entbindungen ihrer Leibesfrüchte beyzustehen, und über diesen neuen Arzt eifersüchtig waren, gaben ihn als einen Verführer an, brachten ihn vor den Areopagus, und verklagten ihn daselbst, daß er die Arzneykunst aus keiner andern Ursache triebe, als um dadurch desto schicklichere Gelegenheit zu haben, die Frauen zur Unzucht zu verleiten. Dieses schimpfliche Angeben wollte die Richter beynahe unwillig machen, als die Agnodice, indem sie ihr Geschlecht entdeckte, ihre Ankläger auf einmal zu Schanden machte; bey welcher Gelegenheit der Areopagus ein Gesetz gabe, welches in Zukunft den Mannspersonen verbote, den Weibern nicht mehr in der Geburtszeit beyzustehen. Demnach würde das Buch des Hequet, von der Unanständigkeit, die dadurch geschiehet, daß Mannspersonen den Weibern bey der Geburt helfen, wenigstens zu Athen eben so unnützlich gewesen seye, so unnütz alle Werke dieses unbarmherzigen Aderlässers in Absicht auf uns sind; es ist jetzo diese Zeit nicht mehr, da ein Arzt, der sein Glück machen will, alle Köpfe zu seinem Lehrgebäude vereinigen kann; die Krankheiten sind gegenwärtig nicht mehr so gehorsam; und die Aderlässe ist nebst ihrem berühmten Beschützer der gröbsten Betrügerey vollkommen

über

überwiesen worden; dann was soll ein wirklicher Arzt wol denken, wenn dieser Hequet, der auch so gar in der Arzneykunst ein Jansenist ist, von der Einpfropfung der Kinderblattern saget: daß selbige den Absichten des Schöpfers zuwider seye, daß sie vielmehr der Zauberey, als der Arzneykunst gleich komme rc. Gleichet diese Sprache nicht vielmehr einer Mönchspredigt, als der Widerlegung eines vernünftigen Menschens? Armer Hequet! kehret, wenn es möglich ist, wieder in eure alte Orte zurück. Die Senac, Lieutaud, Lorry, Tissot und Dehann werden euch nöthigen, mit Scham und Reue wieder in das schwarze Reich zurück zu gehen, möchten doch diese berühmten Schriftsteller zum Besten der Menschlichkeit alle diejenigen nöthigen können, dahin zuruck zu kehren, die noch heut zu Tag aus Eigennutz euer Lehrgebäude annehmen! ihr könntet alsdann diese Sache nach eurem Belieben mit dem St. Come auseinander setzen, bey dem ihr euch vielleicht gegenwärtig aufhaltet, wenn er, wie es zu vermuthen ist, nachdrückliche Fürbitten für euch eingeleget hat.

CCII.

Ein Trank von Wundkräutern verschafte einem Mädchen ihre Sprache wieder, die sie verlohren hatte.

Ein Mädchen von zwanzig bis zwey und zwanzig Jahren, und einer guten Leibesbeschaffenheit, verlohre, nach einem Wechselfieber, das man ihr mit gewöhnlichen Arzneymitteln stillte, ihre Sprache, und verbliebe anderthalb Jahr lang ohne Nachlaß in diesem Zustand. Die gewöhnlichen Mittel, die man wider dieses Uebel zu brauchen pfleget, schaften ihr keine Hülfe; ausser ein zugerichtetes Bad, welches ihr bisweilen, wenn sie im Wasser ware, zur Sprache, aber mit vieler Heiserkeit, verhalfe. Wenn sie das Fieber hatte, so redete sie in der Hitze. Herr Lemery, dem man von dieser Krankheit Nachricht gab, und deswegen befragen liese, hatte ihr unterschiedliche Mittel verordnet, die ihm physicalische Gründe an die Hand gaben, und welche die Patientin zwar von einigen Beschwerlichkeiten, die ihr von dem Fieber noch zurück geblieben waren, aber nicht von der Verlöschung ihrer Sprache befreyeten; endlich verordnete er ihr fast zufälliger Weise eines, das eine erstaunliche Wirkung thate. Dieses bestunde in

in Wundkräutern wie Thee zu gebrauchen. So bald sie solche das erstemal gebrauchet hatte, bekam sie ihre Sprache eine halbe Stund lang wieder, worauf sie sich wieder verlohre: aber da sie diesen Wundtrank ferner fort, so wohl kalt als warm gebrauchte, so erlangte sie ihre Sprache nach und nach so wohl wieder, daß ihr selbige nur des Abends, und hauptsächlich wenn sie in der Kühle spazieren gienge, ausbliebe; endlich konnte sie sich auch in diesem Fall damit helfen, daß sie nur zwey Löffel voll von ihrem Wundtrank nehmen durfte, da sie, wenn sie selbige kaum genommen hatte, wieder reden konnte.

Man glaubte, daß vielleicht nicht so wohl die Wundkräuter, als vielmehr nur das warme Wasser diese Kraft hätte; sie hatte aber oft und vielmal warmes Wasser getrunken, ohne daß ihr solches etwas geholfen hatte. Abgesottene Getränke von solchen Kräutern, die viel Acidum hatten, der Caffe, Chocolate, Salat, ungekochte Früchte, Fische, Wassersuppen, oder wenn sie zu lang nichts asse, alle diese Dinge erlöschten ihr die Sprache. Fleisch, Milch und Wein hatten diese Wirkung nicht; sie pflegte beständig eine Flasche mit ihrem Wundtrank bey sich zu tragen, und sagte deswegen, daß sie ihre Sprache in der Tasche habe.

Herr Lemery that bey diesem glücklichen Zufall, was verständige Aerzte dabey zu thun pflegen; er gebrauchte unterschiedlichemal, wenn er Leute, denen die Sprache vergangen war, unter seiner Cur hatte, den Wundtrank; und er hat der Academie berichtet, daß zwey oder drey Frauen davon wieder vollkommen hergestellet worden sind; daß aber auch bey andern Personen dieses Mittel nichts geholfen habe. Der Gebrauch der Wundkräuter ist also, ob er gleich kein besonders wirkendes Mittel ist, eine vortrefliche Hülfe wider die verlohrne Sprache; wenn man nur noch die besondere Vergehung der Sprache, welcher durch dieses Mittel geholfen werden kann, kennen lernen könnte.

CCIII.

Von der guten Wirkung des flüchtigen Alcali.

Die flüchtigen alcalischen Salze sind kräftige und vielleicht die einzigen besonders wirkenden Mittel wider den Otternbiß; ja sie scheinen, so gar ausser den Brechmitteln, das allgemeinste Gegengift zu seyn. Der berühmte Doctor Mead *) erzählet, daß ein Hund, dem man eine Unze mit Lor-

*) Mechanical accourt on poisons &c. May. p. 275.

Lorbeerkirschenbaum überzogenes Wasser, welches ein Gift ist, hatte sauffen lassen, alsobald in allen seinen Gliedern heftige Zuckungen bekame, auf welche nach und nach eine gänzliche Lähmung erfolgte. Wie er fast das Leben verliehren wollte, so that ihm Herr Mead ein Fläschchen mit recht guten flüchtigen Salmiack unter die Nase, und stieß ihm auch einige Tropfen davon in den Schlund; welches das Thier so gleich empfande, und da er ihm noch ferner fort die flüchtigsten Theile dieses Salzes eingosse, nach und nach den Gebrauch seiner Glieder wieder bekam, so daß er nach zweyen Stunden wieder laufen konnte, und nachgehends vollkommen gesund wurde.

Hat man sich wohl dieser flüchtigen alcalischen Salze bey allen Fällen bedienet, bey denen man sich einige gute Wirkungen von ihnen zu versprechen hatte? Hat man sie wider die Wuth dieses so fürchterliche Uebel gebrauchet? Und hat man sich, wenn solches nicht geschehen ist, keinen Vorwurf deswegen zu machen, daß man sie vernachlässiget hat?

CCIV.

Von einer ganz ausserordentlichen Stärke.

Der verstorbene Marschall von Sachsen, dieser Herr, welcher so vortrefliche Naturgaben, und eine solche Stärke hatte, die Homerus gewiß würde gerühmet haben, wenn er die grossen Thaten dieses Helden hätte besingen sollen, soll, wie man saget, einen Thaler von sechs Franken zwischen seinen Fingern zerbrochen haben; zeigte er aber damit wohl mehrere Stärke als jener Trommelschläger von Royal-Wallon, der mit einem Wassereimer um einen Kreis von hundert Menschen ganz langsam herum gienge, den er nicht an dem Finger, sondern an einem Theil des Leibes, der insgemein viel schwächer ist, an ‒ ‒ ‒ truge.

CCV.

Von der salernitanischen Schule.

Die salernitanische Schul ist das allerälteste medicinische Collegium, und wurde von Carl dem Grossen im Anfang des neunten Jahrhunderts gestiftet. Zu Ende des zehenden Jahrhunderts machte selbiges dieses lateinische Werk bekannt, welches noch seinen Namen führet, und wie man sa-

saget, von dem Johann Mailänder verfasset worden ist *). Diese Sammlung medicinischer Vorschriften bestunde aus zwölf hundert neun und dreissig Versen, von denen uns nur noch drey hundert und zwey und siebenzig übrig geblieben sind. Es ist selbige dem Herzog Robert von der Normandie, dem Sohn Wilhelms des Eroberers, Königs von Engelland, zugeeignet, der sich bey seiner Zurückkunft von einem Kreuzzug einige Zeit lang in dem Königreich Neapolis aufhielte, um sich an einer Wunde heilen zu lassen, die er in dem Arm bekommen hatte. Er befragte deswegen die salernitanische Schule, und man erzählet; daß ihm die Aerzte, weil aus der Wunde eine Fistul geworden war, das Aussaugen anempfohlen, weil man in der Meynung stunde, daß die Wunde von einem vergifteten Pfeil

*) Andry hat in dem Journal des Savans behauptet, daß dieses Buch von der Tusa und Rebecca Guerna, zweyen berühmten Frauenzimmern, die sich durch ihre Schriften in der salernitanischen Schule bekannt gemachet haben, verfertiget worden wäre. Einige Bücherkenner haben sie dem Arnold von Villeneuve zugeschrieben, aber die gemeineste Meynung der Gelehrten, die auch heut zu Tag am mehresten angenommen wird, ist, daß Johann Mailänder, sonst Johann von Mayland genannt, der Verfasser desselben seye, und solches im Namen der Aerzte zu Salerno verabfasset habe.

Pfeil wäre verursachet worden, dieser Fürst wollte aber nicht gestatten, daß man sich gegen ihn einer solchen Heilart bedienen sollte, welche, wie er zum Voraus wuste, für den, der sich dazu gebrauchen lassen würde, sehr traurig ausfallen muste. Diese edle Denkungsart veranlaßte eine andere Heldenthat. Sibylla, die Gemahlinn dieses Fürsten, entschlosse sich, die Zärtlichkeit ihres Gemahls zu hintergehen, und bediente sich zu dem Ende einer Nacht, da er im tiefen Schlaf lage, in welcher sie die Wunde aussaugte, und nachdem sie diese großmüthige That alle Nächte fort triebe, so heilte sie die Wunde glücklich, starb aber selbst einige Zeit nachhero von der Wirkung des Giftes, wie die Geschichtschreiber sagen, den sie aus der Wunde ihres Gemahls gezogen hatte.

Diese Universität zu Salerno führte die Worte: Civitas Hippocratis, zu ihrem Siegel oder Sinnbild. Die Anzahl der Doctoren war auf zehen eingeschränket, und derjenige, welcher die Doctorswürde verdienen wollte, muste Zeugnisse aufweisen, daß er sich sieben Jahr lang der Arzneykunst beflissen habe.

CCVI.

CCVI.

Ausserordentliche Enthaltungen.

Lorenz Joubert, erzählet in seinen Paradoxis, daß A. 1539. ein Mädchen aus Speyer, das zehen Jahr alt war, drey Jahr lang, ohne etwas zu essen, zugebracht, und nachhero den Gebrauch der Speisen wieder angenommen habe. Die Geschichte dieses Umstands, der sehr bekannt wurde, ist von dem Gerhard Bukoldianus, Leibarzt Kaiser Ferdinands I. beschrieben worden, welcher dieses Mädchen, auf Befehl dieses Fürsten, befragte. Bukoldianus führet bey dieser Gelegenheit noch zwey andere solche Beyspiele an; das eine von einem Mädchen, das ungefähr zwölf Jahr alt war, und bey Commerci, unter der Regierung des Lothars, gebohren war, welche zwey und ein halbes Jahr lang, nämlich von 823. bis an das Monat November A. 825. keine Nahrung zu sich nahme, und nachgehends sich wieder zum essen gewöhnte. Dieser Umstand wird von dem Abt von Usperg angeführet, der in der Mitte des zwölften Seculi geschrieben hat.

Das zweyte Beyspiel, welches der Leibarzt Ferdinands I. anführet, betrift einen Priester aus Noyon an, der unter Nicolaus V. Copist in der römischen

mischen Canzley ware. Le Pogge, der mitten im sechzehenden Seculo zu Florenz als Secretär der Republick sturbe, hat von dieser Enthaltung Erwähnung gethan, ehe sie noch ihre Endschaft erreichet hatte, und dazumal, als er davon redete, hatte dieser französische Priester, seit einer schweren Krankheit, die er ausgestanden hatte, schon zwey Jahre zugebracht, ohne einige Nahrung zu sich zu nehmen.

CCVII.

Vortrefliche Tugenden des gemeinen Wassers. Von der Mässigkeit des Locks, und seinen Einsichten in der Arzneykunst.

Wir haben damit nichts gewonnen, daß wir von der Natur abgegangen sind. Sie lehret uns mit wenigem zu leben; und wir würden, wenn wir ihr folgeten, wie die andern Thiere, als ruhige Besitzer ihrer Wohlthaten, mehr Stärke und Gesundheit dadurch erlangen; aber unser Wolleben, oder vielmehr unsere Vernunft hat alles verderbet. So haben wir zum Exempel an statt dieses süssen nützlichen und angenehmen Trankes, den die Natur allenthalben ausgebreitet hat, beissendere, starke und reizendere, aber auch ungesunde Ge-

Getränke eingeführet. Dem reinen Wasser, diesem so heilsamen Trank, haben wir gährende Getränke, Weine von tausenderley Arten vorgezogen, und dadurch diesen stärkenden ersten Urstoff, welcher uns belebet, verletzet.

Ein berühmter Kaufmann in einer holländischen Stadt, war mit heftigen Magenschmerzen gequälet, welche zu vertreiben, er alles angewendet hatte; er hatte Lebenswasser, Ratafia, und Elixir gebrauchet, jedoch alles mit der einem mässigen und ordentlichen Menschen gemässen Bescheidenheit. Er nahm jederzeit, ehe er speiste, etwas von dergleichen Dingen zu sich, um dadurch die Verdauung zu befördern. Zu dieser Zeit kam der berühmte Lock, der sich durch die Zergliederung unserer Gedanken, so bekannt gemachet hat, und der die Beschaffenheit des menschlichen Körpers eben so wohl, als den menschlichen Verstand einsahe, *) in Holland

*) Wenigen Personen wird vielleicht bekannt seyn, daß Lock ein Mediciner wäre. Zwey Drittheil grosser Leute sind Aerzte gewesen. Was waren Looche, Copernicus, Perraut, Scaliger, Paul Jove, Fracastor für Männer! füget diesen noch die Wodward, Muschenbroeck, Rüdbeck, die Palingene, Redi Budeus 2c. bey. So viel ist unstreitig, daß die Aerzte noch heut zu Tag den dritten Theil der

land an, und nahm bey diesem Kaufmann, der ein Freund von ihm war, sein Quartier; da man sich zur Tafel setzen wollte, so sahe er die gewöhnliche Zubereitung und fragte den Kaufmann, was solches bedeuten sollte. Der Kaufmann stellte ihn seinen Zustand vor, und daß er sich in der Nothwendigkeit befände, sich bey allen Mahlzeiten dieser starken Getränke zu bedienen, um die Verdauung zu befördern, und seinen gewöhnlichen Schmerzen vorzukommen. Lock sagte ihm: er könnte sich stark betrügen; seine Schmerzen könnten eine ganz entgegen gesetzte Ursache haben, und wenn ihm auch diese hitzigen Getränke nützlich seyn sollten, so könnte er doch durch den häufigen Gebrauch derselben, seinen Magen dazu gewöhnen. Er gab ihm den Rath, seinen gebrannten Getränken Abschied zu geben, und es zu versuchen, nichts als Wasser zu trinken. Wie nichts als Wasser? Der Kran-

der academischen Mitglieder und Gelehrten ausmachen.

Man kann aus einer Rede des Cocchi, von der Zergliederung sehen, daß Lock an den Werken des berühmten Sydenhams grossen Antheil gehabt: Cocchi meldet noch dabey, daß er einen beträchtlichen Band seiner Originalhandschriften von der Arzneykunst besitze, aus welchem leicht zu ersehen ist, welche tiefe Einsichten Lock auch in dieser Wissenschaft hatte.

Kranke wollte sich nicht so schlechterdings dazu bequemen. Er stritte lang mit ihm; begriffe aber endlich seine Meynung, und folgte ihr. Das Wasser, das ganz reine Wasser nahm bey seinen Mahlzeiten die Stelle der Elixir ein, und in kurzer Zeit verschwanden die Magenschmerzen. Die Verdauung gieng ordentlich von statten, er behielte beständigen Lust zum Essen, und erlangte in kurzen eine Gesundheit, die er sich mit seinen starken Getränken und Lebenswassern vergebens zu erlangen geschmäuchelt hatte *). Ich könnte diesen Umstand mit tausend ähnlichen Zufällen bestätigen: z. E. mit dem Beyspiel dieses berühmten Cornaro, der von den Vortheilen einer mässigen Lebensart geschrieben, und die Regeln, welche er in seinem Buch vorschreibet, so wohl ausgeübet hat, daß er mehr als hundert Jahr lang lebte, und in dieser langen Zeit über beständig am Leib und Gemüth gesund bliebe. Man kann hievon den Tractat von den medicinischen Tugenden des gemeinen Wassers, nachsehen, in welchem gezeiget wird, daß selbiges unzählichen Krankheiten vorkommet, und solche vertreibet, wie solches die Bemerkungen der berühmtesten Aerzte, und eine vierzigjährige Erfah-

*) V. les Nouvelles de la Republique des Lettres, Sept. 1708. p. 290.

fahrung bestätigen. Wie viel tausend Centner Gewürz, sagt der vortrefliche Verfasser der Experimentalmedicin, bewegen sich nicht heut zu Tage in der Massa unserer Säfte! und was kann die Folge einer so ungeheuren Vermischung so vieler verschiedener Elemente seyn, die sich vielleicht zu dem europäischen Geblüt am wenigsten schicken? Das Wolleben und die Weichlichkeit beyder Indien haben den besten Theil von Europa eingenommen, und so wohl die Körper als die Geister entkräftet. Gleichwohl haben sie sich nicht bis in unsere Eisgegenden verbreitet; ihr Lappländer lebet länger als ein Jahrhundert, ihr geniesset einer dauerhaften Gesundheit, und seyd für so vielen und manchen Krankheiten sicher, die uns untergraben und hinreissen: da eure Speise und Sitten einfach und schlecht sind, so erhaltet ihr auch euer Blut so rein, als ihr es von euren Vorfahren empfangen habet, und pflanzet solches eben so unvermischt auf eure Nachkommenschaft fort.

CCVIII.

CCVIII.

Von der Art und Weise, wie die Alten ihren Leib zierten, und schön machten.

Die Alten trugen vielmehr Sorge ihren Leib zu verschönern und sich ein gutes Ansehen zu geben, als wir heut zu Tage zu thun pflegen. Galenus erwähnet in unterschiedlichen Stellen einer Art von Personen, die in öffentlichen Gehalt stunden, welche uns unsere Eitelkeit noch niemals zu erdenken veranlasset hat, und die Andrapodocapeloier werden vielleicht bey uns noch lange Zeit unbekannt bleiben. Dieses waren Leute, welche junge Mädchen, Verschnittene und junge Knaben bey sich beherbergten, ohne daß sie deswegen allezeit einige Ausschweifung bey ihrem Gewerb zu Schulden kommen liesen. Ihre Verrichtung bestunde darinnen; daß sie alle Mittel anwanden, den Leib derer, die man ihnen anvertrauet hatte, zu verschönern: sie pflegten das Gesicht der Personen, die man ihrer Besorgung anvertrauet hatte, mit einem von durchgezwungener Gersten, Bohnenmehl und bisweilen auch etwas Nitro abgesottenen Trank zu waschen, um ihre Haut glänzender zu machen. Sie schlugen die Hüften derer, die ma-

ger waren, mit Stricken, und rieben sie hernach mit Oel, vermuthlich um diejenigen Theile, die allzuwenig Nahrung hatten, beugsamer und stärker zu machen. Den jungen Mädchen schnürten sie die Rippen mit Bändern, um dadurch die Brust in die Höhe zu treiben und empor zu halten, und die Hüften auszufüllen; sie machten, daß ihnen die Haare ausfielen, welche die Wangen, oder einen andern Theil verstellten, dem sie ein besseres Ansehen verschaffen wollten; sie lehrten ihnen die Mittel, dieses lebhafte Ansehen zu erhalten, welches der Gebrauch nur gar zu bald verunstaltet, und vielleicht auch diejenigen, vermittelst welcher sie zur Liebe reizen und solche unterhalten konnten. Diese Andrapodocapeloier müssen zu Rom selbst in keinem geringen Ansehen gestanden seyn; indem die Aediles, vermuthlich auf einige von ihnen vorgebrachte Beschwerungen, den Befehl gaben; daß man die Krankheiten und Fehler der Gestalt der Sclaven, die man zum Verkauf aufstellte, ohne Umschweif offenbahren, und sich nicht deswegen an die Andrapodocapeloier halten sollte, denen man die Bemühung dafür zu sorgen alsdann übertragen könnte, wenn man nachgehends ohngefähr einigen Fehler, oder eine wirkliche Krankheit an ihnen bemerken würde.

CCIX.

CCIX.

Ein Mensch, dem man drey und eine halbe Unze von dem Milz weggeschnitten hatte, kam gesund davon.

Man lieset in den philosophischen Transactionen der königlichen Gesellschaft zu Londen, vom Jahr 1738. N. 451. die Geschichte einer chirurgischen Operation, bey welcher der Kunsterfahrne, weil er das Milz eines Menschen, der in dem Unterleib verwundet worden war, nicht zusammen bringen konnte, drey und eine halbe Unze davon wegschnitte, und durch dieses Mittel den Kranken gänzlich herstellte, ohne daß er seit diesem mehr einige Beschwerlichkeit von dieser Operation empfunden hat.

CCX.

Wuth der Abderitaner, nach der Vorstellung der Andromeda des Euripides.

Unser Gehirn nimmt den Ton der Begriffe an, die uns am häufigsten beschäftigen. Wir spüren, daß wir, wenn wir zweyhundert Verse aus dem Virgil, oder dem Racine gelesen haben, Maschinen nach dem Tackt werden; dieses ist die Meynung des Herrn Abts Cartaut, der, um zu

beweisen, daß eine starke Einbildung den Menschen ihre Hitze einflösse, und beynahe derselben Gehirn nach ihrem Belieben leite und regiere, die Geschichte des Archelaus erzählet. Als dieser zur Zeit des Königs Lysimachus von Macedonien so berühmte Schauspieler einstmalen die Andromedam des Euripides spielte, und das rührende traurige, welches den Hauptcharackter dieses Stückes ausmachet, lebhaft vorstellte, so wurden die Einwohner von Abdera bey dem Ausgang des Schauspiels von einer Art eines Unsinnes überfallen, die eine solche Wuth in ihnen erregte, daß sie, so lang die Sonnenhitze dauerte, in den Strassen herum liefen, und die Verse der Andromeda mit aller rührenden Kunst des Archelaus hersagten. Die Ankunft des Winters vertriebe diesen sonderbaren Wahnwitz.

CCXI.

Wie heilsam es alten Personen ist, wenn sie bey jungen Leuten schlafen.

Man sagt, daß Boerhaave seinen Zuhörern öfters erzählte, daß man einem alten deutschen Fürsten, der sich sehr schwach und abgemattet befande, den Rath gabe, zwischen zwey jungen, klugen und liebenswürdigen Mädchen zu schlafen, wel-

welches in kurzer Zeit eine so gute Wirkung auf seine Gesundheit thate, daß man für rathsam hielte, den Gebrauch dieses Mittels einzustellen.

Man wird sich so gleich hiebey auch der Sorge erinnern, welche die Diener des Königs Davids trugen, ihm ein junges gesundes und schönes Mädchen zu verschaffen, die bey ihm schlafen und ihn erwärmen, und gleichsam wieder beleben sollte. Unsere Körper sind wirkliche Siebe, in deren äusseren Fläche sich tausend kleine Pompen eröfnen, und alles, was um sie herum befindlich ist, bringet entweder den Saamen einer dauerhaften Gesundheit, oder eines verderblichen und den Untergang befördernden Anstosses in selbige hinein. Es ist also wirklich vieles daran gelegen, gesunde Freunde zu haben, und es ist keinesweges einerley, ob man sich eine Frau von einer gesunden Leibesbeschaffenheit, oder eine, deren Gesundheit anstössig ist, erwählet.

CCXII.

Ein altes Gesetz aus Verona, in Absicht auf den Gebrauch der Purganzen.

Arzney einzunehmen und zu purgieren, wird von niemand für eine so besondere Sache angesehen

hen werden, die man ohne Bewilligung und das Gutachten eines Doctors nicht thun könne. Ein jeder Lehrling in der Wundarzney oder Apotheckerkunst hält sich in diesem Stück für so geschickt als einen andern. Will jemand purgieren? Ey mein GOtt! nehmet zwey Quint Senetblätter, lasset sie in einem grossen Glaß mit Wasser sieden, und seiget solches durch, und lasset alsdann in selbigem zwey Unzen Manna auflösen 2c. das ist bald geschehen. Ein jeder Frater redet diese Sprache, weil es inzwischen aber wohl gethan ist, wenn man sich der ganzen Welt nützlich machet, so will ich, wenn etwann einer dieser Lehrlinge in der Wundarzneykunst die Gütigkeit hat, diese Sammlung zu lesen, selbigem lehren, daß kluge und vernünftige Aerzte das Purgieren zu allen Zeiten für eine Sache gehalten haben, welche die gröste Aufmerksamkeit verdienet; so gar, daß vor diesem zu Verona, einer berühmten Stadt in Italien, nicht alle Aerzte ohne Unterschied die Erlaubniß hatten, einen Patienten zu purgieren; es waren die Namen derer, welchen die Regierung, mit Ausschluß der andern, die Sorge Purganzen zu verordnen, aufgetragen hatte, auf dem öffentlichen Markt aufgeschrieben; so daß ein solcher, der Arzney einnehmen wollte, hingienge, dieses Verzeichniß durchsahe, und sich denjenigen daraus erwählte, von dessen Hand er

die

die Arzney haben wollte. Die andern Aerzte waren eben dieser Verordnung unterworfen; und sie musten, ehe sie einem Kranken eine Purganz verordneten, vorhero die Bewilligung derer von ihren Mitbrüdern erlangen, die von der Regierung hiezu berechtiget waren: und diese Regierung war sehr klug.

CCXIII.

Ein Gedicht, von der venerischen Seuche.

Aus folgendem Gedicht des Johann Lemaire, der A. 1473. zu Bavay gebohren war, ist die Denkungsart zu ersehen, die man zu seiner Zeit von der venerischen Seuche hatte.

*) Da der Uebersetzer die Gabe zu dichten oder zu reimen, welches bisweilen einerley ist, von den Musen nicht erlanget hat, so hat er sich bemüßiget gesehen, gegenwärtiges Gedicht, schlechtweg in ungebundener Schreibart zu übersetzen.

Als aber endlich der Gift reif war, bekamen sie grosse Knöpfe ohne Blumen, die so entsetzlich heßlich und garstig anzusehen waren, daß man keine abscheulichere Gesichter gesehen hat, noch die schöne Gestalt der menschlichen Natur jemals so heßlich

beschimpfet worden war: die Stirne, der Hals, das Kinn und die Nase, alles war mit Blattern bedecket, und was das ärgste war, so zog sich dieser so schädliche, geheime und unsichtbare Gift in die Adern und Arterien, und verursachte darinnen ein solches jämmerliches Elend, Gefahr, Schmerzen und Leiden, daß kein anderes Mittel, als gräßliches Schreyen, Seufzen, Weinen, Heulen, Klagen und sich den Tod zu wünschen darwider zu ersinnen war. Auch die berühmtesten Aerzte wusten diesem Uebel keinen eigenen Namen zu geben. Der eine nennte es auf Arabisch Sahafati; ein anderer auf lateinisch Mentagra, der gemeine Mann hieß es die Gorre, oder die grossen Pocken, die weder die Krone noch den Bischofsstab verschonen, die Flammländer und die aus der Picardie nennten es Pockon, das französische Uebel neunten es die Lombarden, es hatte diese Krankheit noch mehr als vier andere Namen; die Deutschen hiesen sie grosse Blattern, die Spanier las Buas, und man sagt, daß die mächtige französische Armee selbige mit grosser Mühe und Schmerzen in Neapolis bekommen, und nach Frankreich gebracht habe, daher sie einige von ihnen auch das Denkmal nennen, und unterschiedliche Begebenheiten davon erzählen, und sich derselben erinnern. Die Savoyarden heisen

ses Uebel die Clavela; seit dem hat, wie man weis, Amor, die hitzige Liebe den Leuten grossen Schaden und Schande zugezogen; und man weis nicht, was für ein Mittel man ergreifen soll, sich diesen Dorn auszuziehen, einige haben ihre Zuflucht zur heiligen Regina genommen, andere haben den H. Hiob angeruffen, allein mit dem allen sind wenige davon genesen, desto mehr aber daran gestorben, dann diese grausame Marter erstrecket ihre Herrschaft durch die ganze Welt.

CCXIV.

Ein Mensch hatte sich alles weggeschnitten, was sein Geschlecht zu erkennen gab; seine Genesung. Ein Einsiedler verschnitte sich selbst ꝛc.

So wohl die alten als neuern Schriftsteller geben Beyspiele von solchen Personen, welche sich die Werkzeuge der Mannbarkeit weggeschnitten haben, und führen dabey die Beweggründe an, die sie zu diesen Entschluß veranlasset haben; man könnte bey dieser Gelegenheit in der Geschichte des menschlichen Verstandes ein eigenes Capitel von den Thorheiten verabfassen, welche selbiger unter allerhand Arten des Vorwandes, die seinen Beyfall erhalten, aus einer heftigen Bewegung

wegung zu unternehmen, oder auch mit kalten Blut zu ersinnen fähig ist. Einige haben ihre Menschlichkeit aus einer Bewegung der Andacht geschändet, und haben, wie Origines, geglaubet, sich dadurch GOtt angenehmer und tüchtiger, zur Erlangung ihrer Seeligkeit zu machen. Man findet in dem medicinischen Journal einige Fälle, welche Denkmäler der Unrichtigkeit und Schwachheit des menschlichen Verstandes sind.

Die Klugheit, oder vielmehr der falsche Schein dieser Tugend hat die Menschen zu eben dergleichen Ausschweifungen angetrieben. Lucianus erzählet uns; daß ein junger Mensch von ungemeiner Schönheit, der die Königin Stratonica auf einer langen Reise begleiten muste, weil er die Gefahr seines Zustandes vorher sahe, und befürchtete bösen Nachreden Gelegenheit zu geben, die Vorsicht brauchte, sich diejenigen Theile wegzuschneiden, welche einigen argen Verdacht hätten verursachen können: er legte sie in eine verschlossene Büchse, stellte selbige dem König zu, und ersuchte ihn, sie bis zu seiner Wiederzuruckkunft zu verwahren, mit dem Vermelden, daß er ihm hiemit seinen allerkostbarsten Schatz anvertrauete. Der Erfolg rechtfertigte diese gebrauchte Vorsicht. Lucianus meldet noch ferner dabey, daß die ver-

trau-

trautesten Freunde dieses jungen Menschen dieses Unglück mit ihm theilen wollten, und daß sie sich, um ihn zu trösten, freywillig zu Gefährden seines Unvermögens machten. Dieses Kennzeichen der Freundschaft, sagt Herr Louis, von dem ich diese Bemerkung entlehnet habe, gleichet sehr stark einer Fabel, und ich gebe ihm Beyfall. Man liest in dem Montagne die Geschichte eines Menschen, der sich aus einem so besondern Beweggrund zu einen Verschnittenen gemachet hat, dessen Veranlassung wohl schwerlich zum zweytenmal eine solche betrübte Wirkung verursachet haben wird. Ein junger von Adel hatte es so weit gebracht, daß er seine Gebieterin verführte, er konnte sich aber seine Eroberung nicht zu Nutze machen; vor lauter Aergerniß über diesen Zufall verschnitte er sich selbst, da er nach Haus kam, und überschickte seiner Geliebten die Theile, welche ihm in seinen Begierden nicht Gehorsam geleistet hatten, als ein blutiges Opfer, womit er die Beleidigung, die er ihr zugefüget zu haben vermeynte, büssen wollte. Eben dieser Verfasser erzählet die That eines Bauerns, der sich aus einer ganz andern Ursache selbst verschnitteu hatte; seine Frau war nämlich ausserordentlich eifersüchtig über ihn; er wurde endlich der üblen Begegnung, die sie ihm insgemein erzeigte, müde, und schnitte sich diejenigen Theile, die ihren Ver-

Verdacht erregten, mit einer Hippe weg, und warf sie seiner Frau an die Nase. Diese Frau ist scharf genug bestrafet worden! Dieses und mehrere andere aus dem Zwingerus in seinem vortreflichen Werk, das den Titel Theatrum vitae humanae führet, gezogene Exempel, sind von dem seligen Herrn Ancillon, einem französischen Minister, der ein Protestant und nach Berlin geflüchtet war, gesammlet, und in seinem Tractat von Verschnittenen, im Jahr 1707. gedrucket worden.

Ein Schlosserjung von Arnouville konnte sich keinen aller dieser von mir angeführten Beweggründe vorrücken. Er hatte sich einige Tage vor seinem Zufall, da er, indem er die Treppe herunter gienge, auf gleicher Erde niedergefallen war, einen Stoß an den Kopf gegeben; die Erschütterung des Gehirns war zwar so stark nicht, daß er seinen Verstand verlohren hätte; er wurde aber doch von dieser Zeit an traurig, war immer in tiefen Gedanken und flohe seine Cameraden: seine Einbildung machte, daß er beständig glaubte, sie wollten seiner spotten, oder ihm einen Streich spielen. Sie überliesen ihn seinem Wahnwitz: da er einstmals an einem Sonntag in seiner Stube war, und sich die andern auswärts ein Vergnügen machten, sahe er im Hin- und Wiedergehen ein Scheermesser auf einer Diele, er nahm es in die Hand,

und machte es auf, ohne zu wissen was er thäte, und gleich darauf schnitte er sich in einem Augenblick alles, was seine Mannheit ausmachte, völlig weg. Er spazierte noch einigemal in dem Zimmer ohne Ueberlegung herum; der heftige Abgang des Geblütes schwächte ihn nach und nach, wodurch sich sein Kopf aufheiterte, und die Begriffe, je mehr Blut weggienge, wieder um desto ordentlicher wurden. Er bekam endlich seine Vernunft wieder, ehe er noch alle Kräften verlohren hatte. Er warf sich auf sein Bette, und fast zu gleicher Zeit kam jemand zu ihm hinein, und rufte um Hülfe. Ein Wundarzt stillte das Blut ohne viele Mühe, mit einem blosen Verband; weil der Blutfluß durch natürliche Ursachen sich schon stark vermindert hatte. Man brachte diesen Verwundeten den dritten Tag in das Krankenhaus. Er war bey seinen Sinnen und Verstand, und schien sich mehr über seinen Zustand zu schämen, als ihn zu bereuen. Sein Puls war ruhig, und er hatte nicht die geringste Entzündung, noch den mindesten Anfall eines Fiebers. Die Wunde war in den ersten Tagen im Durchschnitt kaum so groß, als ein sechs Livres Thaler: sie zeigte sich nicht anderst, als wie solche äusserliche Wunde, wo der Abgang der Substanz nur in der Haut bestehet: die Suppuration gieng leicht von statten, und die Wunde schlosse

sich ohne Hinderniß: und in sechs Wochen wurde er vollkommen hergestellet.

Dieser Zufall kann zu vielen nützlichen Betrachtungen Gelegenheit geben. Man wird diese Operation wohl schwerlich wider den Wahnwitz, und solche Zufälle, die von einem zerrütteren Gehirn entstehen, anrathen; aber diese Bemerkung zeiget den Nutzen des Aderlassens bey einem solchen Fall; und was man nicht durch mehrere ordentliche Aderlässen zuwege bringen könnte, das könnte vielleicht durch eine einige recht starke Aderlässe, wie man sie zur Zeit des Hippocrates, nämlich bis zur Ohnmacht vornahme, erreichet werden. Dieses Exempel könnte mit andern, die man von dieser Art weis, zusammengenommen, zur Verbesserung der Operation des Verschneidens dienen. Man weis, daß sie bey den Menschen oft mit fürchterlichen Zufällen begleitet ist, und daß sie bey den Thieren fast jederzeit glücklich ausfällt. Man kann diese entsetzlichen Zuckungen, welche die Entzündung und den kalten Brand nach sich ziehen, nachdem sie vorhero die thierische Einrichtung durch Schlaflosigkeit, Fieber, Wahnwitz ꝛc. in Unordnung gebracht, man kann diese Zufälle, sage ich, nicht anders als der Empfindlichkeit der nervichten Theile zuschreiben, die durch den Verband, den man das Blut zu stillen, um die Saamengefäße machet, gereizet werden;

die-

dieser Verband ist aber unnütz; und weil man seiner entbehren kann, so ist keine Ursache vorhanden, warum man sich desselben bedienen sollte. Herr Louis hat ihn mehr als einmal weggelassen, ohne daß sich die geringste üble Folge gezeiget hatte. Das Hüftbein war schon hinlänglich, wenn es zusammen gepresset wurde, den Blutfluß einer noch beträchtlichern Hauptader, als die Saamenpulsader ist, zu stillen. Folgende Bemerkung des Herrn Laugier von jenem Einsiedler, der sich selbst verschnitten hat, welche in der periodischen Sammlung aufgezeichnet ist, beweiset solches, und zeiget auch zugleich von der Schwäche des Verstands, der Unwissenheit, dem Mangel der Erziehung, von der falschen Lehre und der schlechten Veranlassung, welche dazu Gelegenheit gegeben haben.

Ein junger Mensch von fünf und zwanzig Jahren, von Geburt ein Genueser, der sich zu Fayance, einer kleinen Stadt in Niederprovence, in Geschäften des Herrn Abts von Monteils, Capellans U. F. von Cypern, aufhielte, wurde von solchen Vorstellungen heftig eingenommen und gequälet, dergleichen die Einsamkeit, in der er sich befande, in einem noch so hitzigen und brausenden Alter, zumal bey Leuten von diesem Stand, die insgemein sonst keine andere Sorge haben, und vor-

züglich bey solchen Temperamenten zu erregen pfleget, die schon ihrer Art nach dazu geneigt sind, und welche eine zügellose Lebensart dergleichen Menschen zu ihrer Schande nur gar zu bald einflösset, die sich auf nichts mehreres zu befleissigen scheinen, als wie sie sich auf die schändlichste, niederträchtigste und viehischte Art, welche die geileste Wollust jemals erdacht hat, zu Grunde richten mögen; da also dieser junge und schwache Einsiedler der Versuchung nicht länger widerstehen konnte, und glaubte, daß diese Theile, welche nur die Diener und Werkzeuge der Einbildungskraft und des Willens sind, die erste Ursache der geilen beschwerlichen und ermüdenden Bewegungen wären, beredete er sich, nach dem Beyspiel jenes Spaniers, von dem man saget: ne se pollueret, maluit ille mori; daß er, wenn er sich diese Theile wegschneiden würde, in Zukunft seinen fleischlichen Vergehungen nicht mehr unterworfen, sondern von selbigen auf ewig befreyet seyn würde. In dieser Absicht machte er alle Anstalten diese schöne und heldenmüthige That selbst zu vollziehen. Wie er nun das Messer in der Hand hatte, um dasjenige an sich vorzunehmen, was man dem Doctor Abelard thate, so kam in eben diesem Augenblick der Wundarzt, der seinen Herrn barbieren wollte, zu ihm hinein, sprang aber bey dem Anblick dieser fürchter-

terlichen Zubereitung ganz erschrocken zuruck. Der Operateur kam deswegen nicht im geringsten aus seiner Fassung, sondern war vielmehr darüber recht sehr erfreuet, und sagte zu ihm: mein Herr! sie kommen eben zur gelegensten Zeit, erzeigen sie mir die Gütigkeit und Liebe, diese Operation an statt meiner vorzunehmen, denn ich befürchte mehr Muth als Stärke zu haben; der Wundarzt, welcher noch sehr jung war, erstaunte über diese Sprache, verlohre bey einem so seltsamen Vorschlag allen Muth, und lief bey Anhörung dieser Worte beynahe ausser Athem davon und nach Haus. Mittlerweile setzte sich der Patient in Bereitschaft, seine Operation selbst vorzunehmen; er gab sich den ersten Schnitt, und kam bey dem zweyten damit zum Ende; das Blut gieng häufig weg, und dieser betrübte Anblick brachte ihn in Furcht; er streuete Asche auf den verwundeten Theil, der aber das Blut nicht stillte; er legte ein Pflaster darauf, aber auch dieses war nicht hinlänglich: er merkte, daß sich seine Kräften mit seinem Blut verlohren, hatte aber doch noch so viel Stärke, an die Glocke seiner Capelle zu kriechen, die zu nächst bey dieser Einsiedeley ware. Er zog an der Sturmglocke so heftig, daß alle Landleute in den Gegenden daselbst herum dadurch in Bewegung gebracht wurden, und haufenweise herbey liefen, um zu sehen,

was es gebe. Man drang zu ihm hinein, und fand diesen armen Märtyrer der Enthaltung in seinem Blut schwimmen; man lief zu einem Wundarzt in der Stadt, und endlich kam der selige Herr Cristine, der Grosvater des jungen Menschens, von dem die Rede ist, in der Einsiedeley an; er stillte den Blutfluß, legte den ersten Verband über, und gebrauchte die gewöhnlichen und für dergleichen Art von Wunden verordneten Heilmittel. Er gab dem Kranken eine Herzstärkung ein, um ihm wieder zu seinen Kräften zu helfen. Man brachte ihn in das Krankenhaus in der Stadt: der Wundarzt verpflegte ihn auf solche Art ohngefähr zwey Monat lang. Die Wunde bekam eine Narbe, und schlosse sich bald darauf, und der Kranke genasse ohne einigen anderweitigen übeln Zufall. Er hat darauf die Einsiedlerskutte angezogen. Man befragte ihn nachhero so wohl aus Scherz, als um sich wegen der verschiedenen Veränderungen, welche ein so seltsamer Umstand, sowohl in dem Körper als in dem Gemüth zugleich verursachet, zu erkundigen, ob er seit der Beraubung dieser Theile den Kützel des Fleisches nicht mehr empfände; er antwortete sehr aufrichtig: es wäre in Ansehung der Begierden noch eben so, wie vorhero. Armer Teufel! was hast du denn also in dieser Einsiedlers Galeere gemachet, nun bist du

eben

eben so weit gekommeu, als vorhero: du wustest also nicht, daß man verdienet gestrafet zu werden, wenn man die Natur in ihren kostbarsten und heiligsten Theilen verletzen hat wollen? GOtt hat nichts unnützliches erschaffen, und man würde ihn gewissermassen beleidigen, wenn man einen Menschen von deiner Art zum Dienst der Altäre gebrauchen wollte.

CCXV.

Wie gefährlich es ist, gewisse natürliche Verrichtungen zu unterbrechen.

Ein junger Mensch muste eine dergleichen Verrichtungen unterbrechen, die man leicht errathen kann, und empfand so gleich darauf die heftigsten Schmerzen, die hauptsächlich am stärksten in dem rechten Testicul wütheten, welcher an seiner Grösse merklich abnahme, ungleich und so hart, wie ein Kieselstein wurde. Nach diesem wurde dieser Testickul vollends gar zu nichte, indem er nach und nach zergienge; aber die weise und wohlthätige Natur hat diesem Mangel dadurch hinlänglich abgeholfen, daß sie seinen Cameraden in der Größe und in der Ausbeute um die Helfte vermehret hat. Diese Bemerkung kommet uns ganz gelegen, um das Vorurtheil zu widerlegen, mit wel-

chem Hippocrates und die Alten eingenommen waren, welche glaubten: daß der rechte Testickul Söhne, und der linke Töchter hervor brächte; nichts ist unrichtiger als diese Meynung; denn eben dieser junge Mensch hat sich drey Jahre nachher mit einer Jungfer verheurathet, und mit ihr einen Sohn und eine Tochter gezeuget. Man siehet inꝛ gleichen auch aus dieser Bemerkung, welcher Geꝛ fahr er sich durch ein so plötzliches Zuruckhalten ausgesetzet hat; denn dieser Testickul hätte eben so leicht von dem Krebs angestecket werden, und mithin alle daher entstehende Uebel bekommen könꝛ nen; und es ist ein ganz besonderes Glück, daß er sich so nach und nach verzehret hat.

CCXVI.

Von der falschen Meynung, in der man stehet, daß man mit so wenig Mühe das Doctorat in der Arzneykunst erlangen könꝛ ne. Ein Decret vom 18 May 1761.

Nichts ist gewöhnlicher, als daß man insgemein zu sagen pfleget: die Aerzte würden ohne alꝛ len Anstand in dem medicinischen Collegio an und aufgenommen; wenn eine Person in einer Familie zu nichts zu gebrauchen wäre, so machte man eiꝛ nen Arzt aus ihr, und die Arzneykunst nähme mit

al-

allem vorlieb. Es ist dieses überhaupt davon zu reden, so falsch, als es der Arzneykunst schimpflich ist; es ist mir zwar nicht unbewust, daß gewisse Professores sich in Ansehung dieses Umstandes von dem Gewinn haben blenden, und eine sträfliche Nachsicht zu Schulden kommen lassen; unter andern befand sich ohngefähr vor 20 oder 30 Jahren ein Professor auf der Universität Douay Namens von Lalain, der auf dem öffentlichen Catheder schrie: kommet meine Kinder, denn nach mir werdet ihr vielleicht keine so gute Gelegenheit mehr haben. Dergleichen Ungeheuer sind aber seltsam, und ich trage weder Furcht noch Scheu zu behaupten, daß, wenn man einem solchen Menschen den Kopf abschlüge, man dadurch vielleicht zehen tausend in dem wallonischen Flandern erhalten würde. Allein gegenwärtig stehet diese Universität auf einen sehr guten Fuß; die Herren Bernard, Delannoi und Mellez, welche dermalen die öffentlichen Lehrer daselbst sind, lassen sich durch keine Geschenke bestechen, und sind in Ansehung ihrer Redlichkeit eben so berühmt, als wegen ihrer Gelehrsamkeit, ja ich getraue mir zu sagen, daß diese Universität seit 12 Jahren einen ganz neuen Glanz erlanget hat, und daß sie ihren Provinzen solche Leute zuschicket, die ihren Lehrern Ehre machen.

Hier folget ein Decret, welches die Facultät zu Paris ertheilet hat, aus welchem erhellet, daß man bey der An- und Aufnahm der Aerzte nicht so gar nachsehend ist, wie man es glaubet.

„Nachdem man aus sichern und glaubwürdigen „Zeugnißen in Erfahrung gebracht hat, daß unter- „schiedliche Wundärzte und andere Personen, die „sehr wenige Kenntniß von den wahren Grund- „sätzen der Arzneykunst haben, nicht nachlassen, „verschiedene Facultäten dieses Königsreichs mit „dem dringenstenden und anhaltensten Ansuchen „und Bitten zu quälen, daß sie von selbigen, un- „geachtet der Abwesenheit und weitesten Entfer- „nung der Orte, da sie sich über dieses nur eine „ganz kurze Zeit lang an den Orten, wo sich die „Facultäten befinden, aufhalten, ohne einige „Prüfung auszustehen, noch die vorgeschriebenen „Zwischenzeiten zu beobachten, zu grossen Nach- „theil der allgemeinen Schulzucht und aller Re- „geln, ja selbst unserer königlichen Verordnungen „als Doctores an- und aufgenommen werden „möchten, und nichts unterlassen, um diese Ge- „sellschaften dahin zu vermögen, daß sie bey den „Proben, die sie verlangen, und bey ihrem Ur- „theil, welches sie von der Geschicklichkeit des „Candidaten fällen, von der gehörigen Strenge

„in

„ in etwas nachlassen mögten: und nachdem man „ ferners in Erwägung gezogen hat, daß die „ Würde und Reinigkeit einer solchen Kunst und „ Wissenschaft, wie die medicinische ist, nicht besser „ für beständig festgesetzet und erhalten werden „ kann, als wenn man die sträflichen Kunstgriffe, „ deren sich unter andern zwey Wundärzte von „ Paris, nämlich die Herren Simon und la Gra- „ ve, bey der berühmten Facultät zu Pont-a- „ Mousson, zu bedienen nicht geschämet haben, „ dem Publico und jedermanns Abscheu vor Au- „ gen leget; von welchen der erste, der anfänglich „ als Wundarzt bey der leichten Reuterey der „ Leibwache, und nachgehends in eben diesem Po- „ sten bey Sr. Churfürstl. Durchl. von Bayern „ in Diensten stunde, verlangte, daß man ihm „ den Titel eines Mediciners ertheilen sollte, und „ so gar behauptete, daß ihm solcher vermög sei- „ nes habenden Postens unvermeidlich nöthig wäre; „ Der zweyte, welcher, nachdem ihn keine einzige „ Facultät als Doctor an- oder aufgenommen hatte, „ von Sr. Eminenz dem Herrn Cardinal und Bi- „ schof von Lüttich plötzlich aus einem blossen „ Wundarzt, der er bisher gewesen war, in einen „ Mediciner verwandelt wurde, damit er der Eh- „ renbezeigungen, welcher er sich angemasset hat- „ te, desto sicherer genießen, und seiner Meynung

„ nach zu den ferneren Beförderungen und Ehren„ stellen, nach denen er strebte, um so viel leichter „ gelangen könnte, hatte sich nicht gescheuet, vier„ zehen Louis und eine goldene Büchse zum vor„ aus zu überschicken, eine Belohnung, die so „ wohl dem, der sie darbote, noch mehr aber Leu„ ten, die sich durch ihre Wissenschaften und Den„ kungsarten in gleichen Grad vorzüglich hervor„ gethan hatten, zur grösten Schande gereichte.

„ Auf Veranlassung solcher wichtigen Gründe, „ und da man über dieses von den Bewegungen „ des St. Columbier, eines andern Wundarz„ tes, und eines Fraters, welcher ganz neuerlich „ in einem der Gesellschaft, die sich nach Jesu „ nennet, und gegenwärtig mit der Arzneykunst „ abgiebt, zugehörigen Haus, die Apotheckers„ verrichtungen versahe, und die alle beede gleich„ falls vergebens gesuchet hatten, dergleichen Ver„ günstigungen von bemeldter Facultät zu Pont „ a Mousson zu erhalten, benachrichtiget wor„ den ist; so hat die medicinische Facultät zu Pa„ ris, durch ein feyerliches Decret, welches auf „ ihren Befehl gedrucket, durch öffentlichen An„ schlag kund gemacht, in das Französische über„ setzet und allen Doctoren ausgetheilet werden „ soll, beschlossen und erkannt: daß man allen

medi=

medicinischen Facultäten und Collegiis im Reich, von diesen Umständen Nachricht geben, und selbigen die Namen derer, welche solche veranlasset haben, anzeigen, und sie ermahnen solle, daß sie von der reinen Bahn, welcher sie bisher so getreulich gefolget sind, nicht abweichen, und niemals solche Misbräuche unter sich annehmen noch gestatten sollen, die, woferne sie sich unter ihnen einschleichen, das öffentliche Wohl unvermeidlich verletzen, und so wohl ihnen selbst als auch der Arzneykunst ewige Schandflecken anhängen; solchergestalt, daß diese Gesellschaften sich unverbrüchlich an den Sinn und die Verordnungen des von dem König in dem Gnadenjahr 1707. diesen Gesellschaften ertheilten Edicts halten, und nach dem Beyspiel der Facultät zu Paris keine anderen als solche Personen, von denen sie überzeuget sind, daß sie die erforderlichen und in diesem weisen Gesetz bestimmten Bedingungen vollkommen erfüllet haben, als Mediciner annehmen und erkennen sollen. Die Facultät hat ferners verordnet: Daß sich ihr Decanus, in Begleitung mehrerer Doctoren, an den Herrn Kanzler wenden, selbigem von diesen Umständen Bericht

richt erstatten, seine Beschwerden darwider mit geziemender Ehrerbietigkeit anführen, und ihn zu gleicher Zeit ersuchen solle, daß er durch seine Befehle und Ansehen jedermann, wer sich in Zukunft unterstehen sollte, dergleichen Unternehmungen wiederum zu erneuern, gehörigen Einhalt zu thun belieben möge, welches nebst der Facultät zum drittenmal beschlossen hat

Johann le Thieuilier, Decanus.

Auf Befehl des Herrn Decanus, und der vörbersten Herren Doctoren der medicinischen Facultät zu Paris.

Franz Ludwig Bret, erster Pedell, und Facultätsschreiber.

Das medicinische Collegium zu Lüttich, welches insbesondere an der Unternehmung des Herrn la Grave vielen Antheil nahme, hat dieses Decret der Facultät zu Paris, aller Bemühungen dieses Wundarztes ungeachtet, die er so wohl mittel- als unmittelbarer Weise zur Hintertreibung des wirklichen Erfolgs ihrer Entschließungen anwendete, der Länge nach in ihre Protocolle eintragen lassen.

CCXVII.

Von der Geschicklichkeit des Vesals in der Zergliederungskunst. Eine besondere Praxis eines alten Arztes.

Man sagt von dem Andreas Vesale, Philipps II. Leibarzt, daß er eine solche Geschicklichkeit in der Zergliederungskunst gehabt habe, daß er einstmalen mit verbundenen Augen alle Gebeine eines Menschens, den man zergliedert hatte, so wie man ihm eines nach dem andern derselben vorlegte, mit Namen nennte.

Ein gewisser Petronas, ein Arzt, der zur Zeit des Hippocrates lebte, bediente sich ganz besonderer und wunderbarlicher Mittel. Das Schwitzen, kaltes Wasser, gesalzenes und schweinenes Fleisch machten seine ganze Praxin aus. Es glückte ihm manchmal, denn welches Mittel gelinget nicht in der Arzneykunst? Und zwar nicht so wohl, wie Veit Patin saget, wegen der eigentlichen und wesentlichen Güte dieser Mittel, sondern durch glückliche Veränderungen, die sich wider alles Vermuthen in den Körpern eräugeten. Solche Mittel gleichen denjenigen Stössen oder Hieben, die man während eines Gefechtes in einem Geschwür bekommet, das man gar nicht vermuthete, und

von welchem man durch eine solche Verwundung geheilet wird.

CCXVIII.

Franz I. ließe sich von einem jüdischen Arzt curiren. Einige abergläubische Gebräuche bey den Curen.

Ein Arzt kann sich bey seinen Patienten nicht zu viel Zutrauen erwerben: ihre Genesung hänget bey sehr vielen Zufällen von der guten Meynung ab, die sie von demjenigen hegen, der sie curiret. Franz I. war einstmalen so sehr krank, daß er an seiner Genesung verzweifelte; er ließ deswegen einen jüdischen Arzt aus Constantinopel holen, gegen den er einzig und allein das Zutrauen hatte, daß er ihm würde wieder zu seiner Gesundheit verhelfen können. Der Arzt kam an, und verordnete weiters nichts als Eselsmilch, die man bereits schon gebrauchet hatte, aber der König war so stark von der Meynung eingenommen, daß er gesund werden müste, daß er wirklich in kurzer Zeit genase. Es ist ganz sicher, sagt la Mothe le Vayer bey dieser Gelegenheit, daß die Wahrsagerkunst, das Priesteramt, und die Arzneykunst, wenn sie miteinander vereiniget sind, wie sie nach dem Bericht des Ovids in Westindien miteinander verbunden seyn sol=

sollen, sich einander vortreflich die Hand bieten.

Zu Athen half die Bildsäule des Scythen Toxaris wider das Fieber, und die Säule des Kämpfers Polydamas hatte eben diese Wirkung in den olympischen Feldern. Man war gänzlich überzeuget, daß es schon hinlänglich wäre, wenn sie ein solcher Patient nur anrührte, und es liefen die Leute von allen Seiten haufenweiß hinzu. Die Leichtglaubigkeit des Volkes ist ein Acker, der leicht anzubauen ist, und hundertfältige Frucht bringet. Das Alterthum giebt uns an der Person des Pyrrhus ein besonders merkwürdiges Beyspiel hievon. Man glaubte steif und fest, daß dieser Fürst, wenn er einen milzsüchtigen Menschen mit der grossen Zehe seines rechten Fusses berühren würde, ihn jederzeit ganz gewiß von seinem Uebel befreyen würde.

CCXIX.

Was für Gefahr zu besorgen ist, wenn man Gossen, oder Abläuffe, Brunnen, Gräber, alte Kästen 2c. eröffnet.

Man kann nicht Sorge und Vorsicht genug gebrauchen, um sich für den verschiedenen tödlichen

lichen ansteckenden Verunreinigungen zu bewahren, welche aus den Brunnen, heimlichen Gemächern, aus dem Wein und Bier, wenn sie in Gähren sind, aus den Kohlen, alten Kästen, die mit Zeug- und Geräthschaft angefüllet, und lange Zeit über verschlossen gewesen sind ꝛc. ausdünsten. Das Kästchen des Seleucus, welches die Soldaten des Antoninus, in der Hoffnung Gold darinnen anzutreffen, zu Babylon eröfneten, ist eine der bekanntesten Geschichten, welche viele Aerzte auf Treue und Glauben des Julius Capitolinus in dem Leben des Kaisers Verus angeführet haben. Es gieng aus diesem Kasten ein so ansteckender Dampf, daß sich die Pest, welche er verursachte, bis zu den Parthern ausbreitete, und von dem Wind bis Griechenland und Rom getrieben wurde. Cardanus redet von zwey andern Kästen, welche eine alte Frau, aus Furcht für dem Krieg, dreyßig Jahr lang verborgen und verschlossen gehalten hatte, und die, da man sie nach ihrem Tod eröfnete, voller Geräthschaft und leinenen Zeug gefunden wurden, wobey sich der betrübte Fall eräugete, daß alle Personen, die bey der Eröfnung derselben gegenwärtig waren und diese Geräthschaften berührten und durchsuchten, in dreyen Tagen des Todes waren. Fallopius meldet in seinem Tractat von der Pest, daß es in Syrien eine sehr gemeine Sache

ware,

ware, daß ein mit Rauchwerk und wohlriechenden Dingen angefülltes Magazin, wenn man es erst nach langer Zeit eröfnete, so gleich in dem Land eine tödtliche Pest ausbreitete; man könnte eine grosse Menge solcher Begebenheiten anführen, und daraus erweisen, wie tödlich und ansteckend die Verderbniß einer verschlossenen Luft seye.

Wie man denn gleichfalls aus sehr vielen unlaugbaren Begebenheiten erweisen kann, daß verderbte Dünste, welche plötzlich und auf einmal aus Brunnen, Graben, Todtengruften, Gossen, ꝛc. hervorbrechen, plötzliche Todesfälle verursachen. Der Zufall, welcher sich im Jahr 1655. zu Madrid eräuget hat, bestätiget diese Wahrheit. Wir wollen die Geschichte desselben, so wie sie dem Herrn Bruhier von einem Augenzeugen erzählet worden ist, hier vortragen. „Da man in einem Nonnenkloster ein gewölbtes Grab eröfnet hatte, um „einen todten Körper darinnen zu begraben, so „fiel der, welcher zu erst hinunter stiege, augenblicklich tod zur Erden nieder; einem andern, „der nach diesem hinunter stiege, um den erstern „zu ruffen, begegnete eben dieser betrübte Zufall. „Ein Arzt, welcher gegenwärtig war, und die „Neugierigkeit hatte ebenfalls hinunter zu steigen, bezahlte solche gleichfalls mit dem Leben. „Es ist eine unstreitige Sache, sagt **Dionysius**,

„ daß eine ausserordentlich stinkende Luft einen „ plötzlichen Tod verursachen kann. Ich habe einen dergleichen Zufall selbst vor ohngefähr dreyßig Jahren an vier Personen sich eräugen sehen, „ die zu St. Germain en Laie die Erde aufgruben, „ um einen Keller zu einen Haus zu graben, welches von dem meinigen nicht weit entfernet war. „ Als diese Leute acht bis neun Fuß tief gekommen waren, so drangen durch die Mauer des „ anstossenden Hauses drey bis vier Kannen von „ einer so stinkenden Feuchtigkeit; daß, nachdem „ sie die Luft des Loches, in dem sie sich befanden, „ angestecket hatte, diese vier Personen auf der „ Stelle das Leben verlohren. Ich sahe ihre todten Körper heraus tragen, die völlig aufgeschwollen waren, und ihnen das Blut zum Mund „ und der Nase heraus liefe.“ Wie stark wirket demnach nicht dieser vergiftete und schädliche Geist! es ist Schade, daß die Arzneykunst nicht alle Mittel kennet, die den unterschiedlichen Arten der tödlichen ansteckenden Verunreinigungen begegnen könnten; man weis zwar z. E. wohl, daß das flüchtige Alcali der Ausdünstung des Schwefels widerstehet, aber welches Mittel dienet wider den Dunst, der aus dem Bier entstehet, wenn solches in der Gähre ist, welcher diejenigen, die ihn in sich einsaugen, ums Leben bringet?

CCXX.

Eine Art einer Wiederauferstehung zweyer Personen, die man für tod gehalten hatte.

Ob wir zwar bereits schon von der Ungewisheit der Kennzeichen des Todes und von gewissen Personen, die man lebendig begraben hat, geredet haben, so können wir doch folgende Begebenheiten ihrer Sonderbarkeit wegen nicht mit Stillstand übergehen: „Eine Gärtnerinn, welche auf dem „Fischmarkt bey dem Haus des H. Lemoine „Kräuter verkaufte, wurde, da sie in eine Krank„heit verfiele, in das Krankenspital gebracht, wo „man sie in der Meynung, daß sie tod seye, be„grube. Die Bahre, auf der man sie truge, „war schon an dem Thor des Kirchhofs des heili„gen Dionysius, in welcher die Priester bereits „schon hineingegangen waren, als die Kranke ei„nen solchen Bauchwind von sich gehen liese: „daß einer der Träger sagte: wir wollen wie„der nach Haus gehen, eine Frau, die far„zet ist nicht tod, welches sie auch sogleich tha„ten, ohne der Geistlichkeit Nachricht davon zu „geben, welche, da sie zu dem Grab kame, sich ge„waltig verwunderte, daß die Verstorbene nicht

„ zum Vorschein kame, und mit vielen Murren „ nach Haus gienge.

„ Ein sechzigjähriger Edelmann, der an einem „ anhaltenden Fieber krank lage, und in eine „ Ohnmacht gefallen war, gab, wie man glaub„ te, seinen letzten Lebenshauch von sich. Man „ hatte schon alle Anstalt zur Leiche, ja auch so gar „ zur Oefnung seines Körpers gemacht, die seine „ Kinder verlanget hatten: zwey Geistliche, die „ bey dem Körper geblieben waren, um die ge„ wöhnlichen Gebete zu halten, stritten miteinan„ der, welcher ihn haben sollte; wodurch mein „ Vater veranlasset wurde, in das Zimmer hinein „ zu gehen, um zu verhindern, daß sie einander „ nicht bey den Köpfen zu fassen bekommen mög„ ten; er näherte sich darauf dem Bett, in wel„ chem der vermeintliche Todte lag, und glaubte, „ da er ihm aus einer ohngefähren Neugierde das „ Gesicht aufdeckte, einige Bewegung an ihm zu „ bemerken. Er hielt ihm zu gleicher Zeit das Licht „ vor die Nase und den Mund, und befühlte sei„ ne Schläfe, konnte aber weder einiges Athem„ holen, noch eine Bewegung des Pulses an ihm „ spüren, er machte noch einen Versuch, und glaub„ te die vorige Bewegung wieder zu bemerken. Er „ ließ sich Wein geben, und goß ihm welchen in

„ den

„ den Mund, da man dann sahe, daß der Todte
„ ihn zu kosten anfienge, und endlich, nachdem er
„ einige Löffel voll getrunken hatte, die Augen öf-
„ nete; und da er wieder völlig von seiner Ohn-
„ macht zu sich gekommen war, so erzählte er al-
„ les, was zwischen den beyden Geistlichen vorge-
„ gangen war, ohne den geringsten Umstand zu
„ vergessen; worauf er in kurzer Zeit wieder seine
„ vollkommene Gesundheit erlangte.

CCXXI.

Hortensius stellte sich und zweyen andern Personen die Nativität; die Stärke der Einbildung.

Martin Hortensius, Professor in der Mathematick zu Amsterdam, verfiel auf die Spielwerke der Sterndeutkunst. Da er einstmalen eine Reise nach Italien machte, so wollte er sich seine Nativität stellen, und sagte zu zwey jungen Holländern, die mit ihm in Gesellschaft waren, daß er im Jahr 1639. sterben würde, und daß sie beede ihn nicht lang überleben würden. Er starb wirklich im Sommer eben dieses Jahres. Diese beeden Holländer wurden durch diesen Zufall so gerühret, daß der eine davon wirklich bald darauf sturbe, und der andere, der ein Sohn des Daniel

Heinsius war, dergestalt an seinen Kräften abnahme, daß er nach dem Bericht des Descartes, welcher diese Begebenheit erzählet, sich alle mögliche Mühe zu geben schiene, um die Sterndeutkunst nicht zur Lügnerin zu machen.

Baillet im Leben des Descartes. t. 2. L. V. p. 26.

CCXXII.

Cardanus macht gleichfalls eine solche Prophezeihung.

Cardanus hatte das Jahr und den Tag seines Todes vorher gesaget; als nun die von ihm bestimmte Zeit herannahete, so hielte er für gut keine Speise mehr zu sich zu nehmen, damit er seine Prophezeihungen nicht zu Lügen machen möchte; wie dann auch wirklich der Ehrgeiz die Liebe zum Leben bey ihm überwältigte. Er starb in einem Alter von 75 Jahren: vielleicht hätte er länger gelebet, sagt Veit Patin, wenn sein Kopf nicht so sehr mit seiner betrüglichen Wissenschaft wäre eingenommen gewesen.

CCXXIII.

Besonderer Geiz des Sylvius.

Der Geiz scheinet das betrübte Antheil derjenigen Aerzte zu seyn, die sich Reichthümer erworben haben. Geschiehet es vielleicht deswegen, weil ihnen die Erwerbung derselben mehr Mühe gekostet hat? Allein es kostet solches allen andern Professionen noch weit mehr Mühe. Dem seye nun wie ihm wolle Sylvius oder Dubois, aber nicht derjenige, der in der Mitte des sechzehenden Seculi die Arzneykunst zu Douay lehrte *), sondern derjenige Sylvius oder Dubois, der zu Amiens gebohren war, und lange Zeit als Professor in dem königlichen Collegio von Frankreich stunde, war von einem so ausserordentlichen, berüchtigten und verhasten Geiz eingenommen, daß er des-

*) Dieser Arzt war aus Ryssel in Flandern. Es sind unterschiedliche Werke von ihm herausgekommen, unter denen eines von wichtigsten dasjenige ist, welches den Titel hat: de Studiosorum et eorum qui corporis exercitationibus addicti non sunt, tuenda valetudine. Lib. Duo, Duaci, 1574. in 8. Dieses Buch handelt eine unterhaltende Materie ab. Eben dieser Dubois hat auch eine Lobrede, Encomium der Universität Douay und der daselbst sich befindlichen Lehrer bekannt gemachet.

deswegen bey allen Gelehrten, die insgemein ziemlich begütert sind, zum Sprichwort und Gelächter wurde. Der Spott verfolgte ihn bis ins Grab. Indem einige Zuhörer an seinem Begräbnißtag dieses Distichon des Buchanans an seine Thür anschlugen.

Sylvius hic ſitus eſt, gratis qui nihil dedit unquam;
Mortuus, et gratis quod legis iſta dolet.

Hier liegt Sylvius, der niemals etwas umsonst gegeben hat;
Und da er tod ist, bedauret er, daß du dieses umsonst liesest.

CCXXIV.

Ein aus dem Stegreif gemachter Vers des Herrn Voltaire, über den einsamen Aufenthalt des Herrn Gendron.

Bey einem empfindlichen Menschen ist die Einbildung alle Augenblicke fähig sich zu entzünden. Herr Gendron, ordentlicher Leibarzt des königlichen Bruders und nachherigen Regentens des Herzogs von Orleans, hatte sich, nachdem er lange Zeit practiciret, und sich in der Heilungskunst

kunst durch seine vortreflichen Curen vorzüglich hervorgethan hatte, nach Autevil nach Paris in das Haus begeben, welches vor diesem seinem Freund dem Boileau zugehöret, und er seit ohngefähr dreyßig Jahren an sich gebracht hatte. Herr **Gendron** bekam daselbst vielen Zuspruch von den Grossen, Ministern, ausländischen Herren ꝛc. Unter andern kam auch einstmalen der berühmte Voltaire, welcher dazumal noch sehr jung war, zu ihm und zeigte ihm eines seiner Werke; da er dann, indem er plötzlich von der grösten Ehrfurcht für einen den Musen so angenehmen Ort eingenommen wurde, dieses vortrefliche Sinngedicht so gleich, ohne sich fast zu bedenken, verfertigte.

C'est içi le vrai parnasse
Des vrais enfans d'Apollon,
Sous le nom de *Boileau*, ces lieux virent *Horace*,
Esculape y paroit sous celui de *Gendron.*

Hier ist der wirkliche Parnaß, nebst den wahren Kindern des Apollo; man sahe allhier unter Boileaus Name den Horaz, und Aesculap zeigte sich in der Gestalt des Gendron.

Herr Gendron starb zu Autevil A. 1750. im sieben und achtzigsten Jahr seines Alters. Einer seiner Neffen, welcher seine Manuscripte erbte, hat nicht vor gar langer Zeit ein Schreiben von

ihm, von den schädlichen Wirkungen der rothen und weisen Schminke, deren sich das Frauenzimmer bedienet, bekannt gemachet. Wird selbiges wohl die Schönen abhalten sich zu schminken? Gewiß nicht. Es giebt gar viele Dinge, deren Misbrauch und Schädlichkeit man einsiehet, und denen man dem ohngeachtet ihren freyen Lauf läst!

CCXXV.

Ausserordentliche Hitze in Languedoc, im Jahr 1705.

Eine allzusehr erhitzte Luft, die folglich beynahe ihr ganzes elastisches Wesen verliehret, wird fast gänzlich unnützlich für das Thierreich; alles was Athem holet, stehet alsdann in eben der kläglichen Verfassung, als wenn es sich unter dem Recipienten der Luftpumpe befände, und also dieses Elements gänzlich beraubet wäre. Man erfuhre solches im Jahr 1705. den 30 Julius zu Montpellier, woselbst dazumal eine so ausserordentliche Hitze einfiele, daß sich dergleichen niemand erinnern konnte. Die Luft war an diesem Tag fast so brennheiß, wie diejenige, die aus einem Glasofen heraus gehet, und man konnte nirgend anderst als nur in den Kellern einige Zuflucht finden. Man machte in unterschiedlichen Orten die Eyer an der

Son-

Sonne siedend, und die mehresten Wettergläser zersprangen von dem Trieb des Liqueurs, der bis zu allerőberst hinauf stiege. Man bemerkte auch, daß daselbst die Perpendicularuhren, so lang dieser heise Sommer währete, sehr viel zu frűh giengen.

Hist. de l'Acad. 1705, p. 38.

CCXXVI.

Ein viertägiges Fieber wurde durch den Beyschlaf curiret. Die fallende Sucht, 2c.

Man siehet aus vielen Wahrnehmungen unterschiedlicher Personen, daß die Furcht, die Freude, die Trunkenheit 2c. das Fieber vertrieben haben; aber dasjenige Mittel, dessen sich ein Freund des Lanzoni bediente, der mit einem viertägigen Fieber seit drey Monaten geplaget war, ist insgemein eine Sache, welche die Aerzte sorgfältig zu vermeiden empfehlen, und erweiset, daß man bisweilen zur Genesung von den Krankheiten glűckliche Fehler begehen kann. Der junge Mensch, von welchem die Rede ist, war sieben und zwanzig Jahre alt, und hatte vergebens die Fieberrinde, Anhängsel 2c. gebrauchet, und fast alle Schätze der Quacksalberey erschőpfet; endlich beredete ihn ein gewisser beredsamer Mann, daß ihm die Liebe zu seiner

Ge-

Gesundheit behülflich seyn müsse: ein solches Mittel bietet man einem jungen Menschen, wie bekannt ist, nicht leicht vergebens an, es wird im Gegentheil vielmehr bey ihm erst Begierden erregen, wenn solche auch vorhero erlöschet waren; wie er denn auch nicht lang verzögerte, sich eine gefällige und liebreiche Frauensperson aufzusuchen, mit welcher er das Fieber ohne Anstand vertriebe.

Eben dieser Lanzoni erzählet auch, daß ihn eine junge Wittwe von einem hitzigen Temperament, die ein müssiges Leben führte, nicht gar sonderlich ordentlich und dem Wein sehr ergeben war, wegen einiger Anfälle der fallenden Sucht um Rath fragte, die ihr monatlich wenigstens zweymal zustießen; Lanzoni erschöpfte alle seine medicinischen Hülfsmittel; allein dergleichen Mittel taugten alle nicht hieher, man muste vielmehr hier, wie bey dem jungen Menschen von den Blumen der Beredsamkeit einigen Gebrauch machen: wie denn auch der Ehestand, den ihr Lanzoni anempfohle, dieses Uebel wirklich vertriebe, sie wurde in eben diesem Monat schwanger, und fande in einem Mann von acht und zwanzig Jahren und guten Leibeskräften das einzige Mittel, welches ihr Uebel vielleicht aus dem Grund heben konnte, denn der grösten Wahrscheinlichkeit nach, muste ein Mittel,

tel, dessen glücklicher Erfolg sich so kräftiglich zeigte, die einzige Hülfe seye, die bey ihr anzuwenden war.

Ephemer. Germ. A. 1681.

CCXXVII.

Von dem Ursprung des Rhases, und einem besondern Mittel, dessen er sich bediente, einen vermeintlichen Todten wieder lebendig zu machen.

Rhases wird für den Helden der arabischen Aerzte gehalten. Er war aber kein Araber; er war in Persien gebohren, und studierte die Arzneykunst zu Bagdad, darauf gieng er nach Cairo, und von da nach Cordova, wo er lange Zeit die Arzneykunst triebe. Er ist der erste Scribent, der von den Kinderblattern geschrieben hat, welche Krankheit in Egypten zum erstenmal, zur Zeit des Omar, des Mahomets Nachfolger, sich gezeigt hat. Der Erd- und Geschichtschreiber Leo Africanus erzählet folgenden Umstand von ihm: Da er einstmalen durch einige Gassen zu Corduva kame, so sahe er einen Haufen Volks versammelt, auf Befragen der Ursache dieses Zulaufs, erfuhre er, daß ein Bürger, der spazieren gehen und frische Luft hatte schöpfen wollen, plötzlich tod zur Erden niedergefal-

fallen war; er besahe diesen Menschen, und ließ sich, nachdem er solches gethan hatte, Stäbe bringen, die er unter die um ihn herum befindliche Personen austheilte, einen derselben für sich behielte, und die andern aufmunterte seinem Beyspiel nachzufolgen. Er fieng darauf an auf den Todten an allen Theilen seines Körpers, hauptsächlich aber auf die Fußsohle zuzuschlagen, und die andern thaten desgleichen. Die übrigen von der Versammlung sahen sie für Narren an; allein nach Verlauf einer Viertelstunde fieng der Tode sich zu bewegen an, und kam endlich mitten unter dem Zulauf des Volkes, das Wunder schrie, wieder vollkommen zu sich. Rhases stieg alsdann wieder auf sein Maulthier, und setzte seinen Weg weiter fort. Almansor, ein mächtiger reicher und gelehrter Mann, der dem Rhases vielfältig an seinen Gütern hatte Antheil nehmen lassen, ließ ihn, da er diesen Umstand erfuhre, zu sich kommen, und sagte, da er ihn bewillkommete, zu ihm: ich wuste zwar, daß ihr ein vortreflicher Arzt seyd, aber ich glaubte nicht, daß ihr die Todten wieder zu erwecken vermögend wäret; der Arzt gab ihm zur Antwort: „ich kann „zwar nicht laugnen, daß ich die Arzneykunst verstehe, aber Todte bin ich nicht im Stand wieder lebendig zu machen, dieses ist GOttes Werk: „das

„ dasjenige, was ich letzthin mit so gutem Erfolg
„ gethan habe, habe ich weder in einem medicini-
„ schen Buch gefunden, noch sonst von einem Leh-
„ rer erfahren; ich muste aber einstmalen von
„ Bagdad aus eine Reise in Gesellschaft nach Egyp-
„ ten thun. Da wir in die Wůsten kamen, so
„ stießen einige vornehme Araber zu uns. Auf
„ dem Weg fiel einer von ihnen fůr ganz tod von
„ dem Pferd hinunter. Ein Alter aus unserm Hau-
„ fen stieg den Augenblick ab, schnitte eine Hand
„ voll Ruthen ab, und theilte solche unter uns al-
„ le aus, und wir fiengen an eben so sehr, und
„ mit dem nåmlichen guten Erfolg, auf den ver-
„ meintlichen Todten loszuschlagen; wie wir es
„ vor einigen Tagen mit dem Bůrger aus dieser
„ Stadt gemachet hatten. Das ganze Verdienst
„ meiner Cur bestehet also darinnen; daß ich be-
„ merket habe, daß der Zufall des Burgers eben
„ derjenige seye, welcher dem Araber begegnet
„ war; den Erfolg aber habe ich dem blosen Glůck
„ zuzuschreiben.“

Diese Erzåhlung gefiele dem Almansor, und er konnte nicht umhin mit der grösten Bewunderung zu dem Rhases zu sagen: Die Gegend, welche ihr bewohnet, darf sich růhmen, an euch einen Galenum zu besitzen, worauf Rhases

ses erwiederte: die Erfahrung ist jederzeit von einem grössern Werth, als die Arzneykunst.

Wenn ein Arzt eine gesunde Beurtheilungskraft hat, die Gäbe besitzet, eine Sache so gleich genau unterscheiden zu können, und einzusehen, was das Wahre und Gute daran ist, und uur mit den gemeinsten Hülfsmitteln des Gedächtnisses versehen ist, so kann es nicht fehlen, daß er ein grosser Mann werden muß; allein eben diese Unterscheidungskunst ist das nöthigste, aber auch das seltsamste. Boerhave, der unsterbliche Boerhave, betrachtete ein jedes Baumblat, das ihm vor das Gesicht kam, mit einem mehr als gemeinen Auge: und Verhältnisse, die allen übrigen Aerzten unbekannt waren, entdeckten sich seinem Geist.

CCXXVIII.

Von geistlichen Aerzten. Es war den Aerzten verbotten sich zu verheurathen; Abstellung dieser Gewohnheit.

Es war in Frankreich eine Zeit, da es keine anderen Aerzte als Geistliche gabe. Weil die Clerici und die Mönche nur die einigen Personen wa-

waren, die sich den Wissenschaften ergaben, so waren sie folglich auch nur alleine fähig, die Krankheiten einzusehen und zu curiren. Daher entstunde die grosse Menge von solchen Aebten, Canonicis und Bischöffen, die zugleich Aerzte waren. Johann Lavantage, und Eustachius Cailleux, beede Vorsteher der Kirche zu Ryßel in Flandern: Fulbert, Bischof von Chartres, Robert von Douay, und Robert aus Pavia, beede Sentenzmeister; Obizo, ein Ordensgeistlicher des heiligen Victors; Rigord, ein Mönch des H. Dionysius rc. waren die vörderisten Leibärzte ihrer Souveränen. Man findet auch, daß die medicinische Facultät zu Paris im Jahr 1557. da sie mit der Facultät der Künste einen Streit wegen einiger Pfründen hatte, den Arzt von Froideval zur Pfarre des H. Andreas der Künste ernannte.

Diese Gewohnheit hat lange Zeit gedauret; und das Verbot, vermög dessen sich die Aerzte nicht verheurathen durften, wurde erst im Jahr 1452. abgeschaffet, zu welcher Zeit der Cardinal Destouville die Bulle nach Paris brachte, welche ihnen erlaubte, sich Weiber zu nehmen; welches eine sehr kluge Erlaubniß war; denn Priester und Arzt zugleich zu seyn, das hiese gar zu viele Vortheile und gar zu starke Mittel miteinander verbinden, sich

die Gemüther unterwürfig zu machen. Das ist zu viel, Priester und Arzt zugleich zu seyn!

CCXXIX.

Historisch- physich- medicinisch- und moralische Betrachtungen.

1.) In keiner einzigen Wissenschaft siehet man das Hohe und das Niedrige so sehr miteinander abwechseln, als in der Arzneykunst. Rühret diese Abwechselung von der Beschaffenheit dieser Kunst selbst, oder von dem Charackter derer, welche sie ausüben, oder etwann auch von diesen beeden Ursachen zugleich her?

2.) In den heldenmäsigen Zeiten machten sich die vornehmsten Leute eine Ehre daraus, Aerzte zu seyn. Der Stamm der Asclepiaden stunde mit den Königen in gleichen Glanz. Hippocrates stunde fast in eben so grossen Ansehen.

3.) In diesen ersten Zeiten wurde die Arzneykunst mit der Weltweisheit vereiniget, und gemeinschäftlich getrieben. Empedocles, und nachhero Democritus nebst ihren Nachfolgern wurden erst dadurch, daß sie unter dem Namen der Weltweisen die Natur erforscheten, die grössesten Aerzte.

4.) Kurz

4.) Kurz darauf zog sich die Beredsamkeit, ein bey den Griechen, die mit so vielerley Staaten aus einer Gegend Unterhandlungen führen musten, zur Staatsklugheit nothwendiges Mittel, die Gaben derjenigen an sich, welche sich den höchsten Ruhm erwerben wollten.

5.) Die Sophisten und Poeten hatten erst den zweyten Rang, und die Arzneykunst schiene dazumal nur solchen Personen überlassen zu seyn, die mehr nach dem Gewinn, als nach der Ehre strebten.

6.) Während dieser Verfassung gerieth Griechenland unter die Bothmäßigkeit der Römer. Anfänglich schmäuchelte das Vergnügen dieses Besitzes ihrem Ehrgeiz einzig und allein, und sie bekümmerten sich wenig um die Vortheile, die sie aus den Künsten und Wissenschaften des sich unterwürfig gemachten Volkes ziehen hätten sollen.

7.) Die ersten griechischen Aerzte konnten in Rom kaum einigen Zutritt erlangen. Die Mässigkeit, in welcher sich die Römer bis zur selbigen Zeit noch erhalten hatten, machte, daß sie die Arzneykunst für eine eitle und unnütze Kunst hielten. Sie hielten einen schlechten und blinden Handgrif schon vor hinlänglich, und glaubten, daß die Ausübung dieser Kunst nur ihren Sclaven anständig wäre.

8.) Bald darauf giengen den Römern die Augen auf. Allem Ansehen nach nöthigte sie die Ueppigkeit, die ihnen anfieng schädlich zu werden, zur Arzneykunst ihre Zuflucht zu nehmen, welche unter den Kaisern bis zu dem Einfall der Barbaren in grossen Würden und Ansehen stunde.

9.) Die nordischen Völker brachten selbige wieder in die Vergessenheit; aber die Araber brachten sie fast unter einer ganz neuen Gestalt wieder zum Vorschein, und zogen aus den orientalischen Ländern, die sie unter sich gebracht hatten, neue Arzneymittel, die viel nützlicher als ihre Urtheile davon waren.

10.) Durch ihren Beystand erhoben sich die abendländischen Gegenden aus der tiefen Unwissenheit, in welcher sie sich so wohl, in Absicht auf die Arzneykunst, als auch in Ansehung der übrigen Wissenschaften, befunden hatten; ohne jedoch noch einigen Grad der Vollkommenheit zu erreichen.

11.) Endlich gelangten durch den Verlust von Constantinopel die ursprünglichen Arzneymittel zu uns, welche die Araber, wenn sie uns selbige zukommen liesen, verfälschet, und wir nicht der Mühe werth zu seyn geachtet hatten, sie unmittelbar aus dem Morgenland selbst zu holen.

12.) Die

12.) Die italiänischen Aerzte machten sich diese Hülfsmittel am ersten zu Nutze; aber der allergröste Vortheil, den sie daraus zogen, war dieser, daß sie sich durch Hülfe derselben von der Barbarey entledigten, die vorhero in allen Künsten und Wissenschaften geherrschet hatte.

13.) In den folgenden Seculis bereicherten die Entdeckungen, welche man kurz nach einander in der Anatomie, der Chymie, und der Naturgeschichte machte, die Arzneykunst mit den wichtigsten Kenntnissen.

14.) Einige Zeit nachhero war man mit diesen Kenntnissen nicht mehr zufrieden, sondern man wollte die Ursachen derselben einsehen und beurtheilen; und die neue Weltweisheit, welche in dem letzten Seculo, wie eine Sonne, die alles beleuchtet, aufblühete, gab die scheinbarsten Erklärungen der dunkelsten Begebenheiten und Erfahrung n an die Hand.

15.) Sollte es denn ein Paradoxum zu seyn scheinen, wenn man behauptete, daß diese neuen Kenntnissen, welche die Arzneykunst auf einer Seite bereichern und andern Theils zu den philosophischen Anwendungen Gelegenheit geben, sie wirklich an ihren nothwendigsten und wesentlichen Eigenschaften arm machen?

16.) Daher entstunden so viele verschiedene Lehrgebäude, welche verursachten, daß man die Beobachtungen und Wahrnehmungen hintan setzte. Von solchen Aerzten, die eine lebhafte Einbildung hatten, wollte ein jeder die Natur sich selbst, nach seinem Eigensinn, unterwürfig machen, an statt sie dieselbe hätten erforschen, und sich selbst ihr unterwerfen sollen.

17.) Bey einer so wenig miteinander übereinstimmenden Theorie konnte es nicht anderst seyn, als daß die Praxis gleichfalls nur gar zu vieler Unregelmässigkeit unterworfen war. Wie konnte sich demnach das Publicum des Mistrauens enthalten, welches solche Veränderungen und Verschiedenheiten, die mehrentheils so weit getrieben waren, daß sie einander widersprachen, nothwendig erregen musten!

18.) Von diesem Augenblick an vermischte das Publicum die Kunst und den Künstler miteinander, welches es zu thun sich um so viel weniger scheuete, da es frey von dem häufigen Gemeng verschiedener Meynungen zu allen Zeiten den Satz für bekannt angenommen hatte, daß man dieser Kunst mit Grund den Vorwurf machen könne, daß sie aus blossen Muthmassungen bestünde.

19.) Vermög dieses Grundsatzes kam es so weit, daß aus dem Mistrauen, ohne die wenige Richtigkeit der Folgen zu untersuchen, welche der gemeine Mann daraus herzuleiten pfleget, die Verachtung, ja so gar endlich das Gespött entstunde, welchem die Kunst und der Künstler ohne Unterschied zum Ziel dienen musten.

20.) Will man sich hier andere Grundsätze vorstellen, die von unstreitiger Wahrheit sind; so sind es die Grundsätze einer solchen Vernunft, die sich ohne alle Einschränkung auf alle wesentliche Eigenschaften und Beziehungen des Menschen anwenden lässet.

21.) Ist nicht die Kunst zu muthmassen in den mehresten so wohl moralisch als physischen Dingen fast das einzige, welches den Menschen leitet, unterstützet, und mit einem Wort, dessen ganzes Daseyn erhält? Kann die Demonstration so allgemein sich erstreckende Vortheile haben?

23.) Der Nutze dieser Vergleichung erstrecket sich in der Heilkunst weiter, als man glaubet. Kann man wohl das moralische von dem physischen abtrennen, wenn man einmal weis, daß der Schöpfer die Vereinigung des Leibes und der Seele, nach gewissen Gesetzen bestimmet und festgesetzet hat?

24.) Haben die Leidenschaften, wenn sie rege werden sollen, ausser der mechanischen Ursache, noch einen andern Grund? Und ist dann der Arzt, welcher diese Ursachen erforschet, nicht vermögend, der Vernunft zur Unterdrückung derselben behülflich zu seyn?

25.) Man hat die Vorstellung einer gesunden Seele in einem gesunden Körper jederzeit für das Gemäld eines vollkommenen Menschens gehalten. Welche andere Kunst, ausser der Arzneykunst, kann diese beyden Theile mehr verbessern, und ihnen in gleichem Grad zur Gesundheit beförderlich seyn?

26.) Mithin ist der ganze Mensch nach allen seinen Theilen der einzige Gegenstand eines Arztes; und welche weitläuftige Erkenntnissen erfordert nicht dieser Gegenstand, wenn man ihn vollkommen einsehen können will? Der Arzt muß mit seiner Kunst solche Einsichten zugleich verbinden, und zu selbiger anwenden, die nach der Meynung des Pöbels gar kein Verhältniß mit ihr haben.

27.) Er schöpfet aus dem weitläuftigen Schooß der Natur alle Hülfsmittel, welche sie einem fleissigen und aufmerksamen Forscher darzubieten vermögend ist. Entdecket er, oder zeigen sich ihm dergleichen einige, die ihm noch nicht bekannt waren, so schläget er keine nicht aus, nimmet sie aber

doch

doch auch nicht eher, als nach einer vorhergegangenen vernünftigen Erfahrung an.

28.) Eine genaue und richtige Anwendung ist die Haupteigenschaft eines Arztes; er muß so wohl die Beschaffenheit des menschlichen Körpers, und zu gleicher Zeit auch die erforderlichen Arzney- und Hülfsmittel hinlänglich kennen, inzwischen sind diese Kenntnissen allein doch nur für Nebenhülfsmittel zu betrachten, und können an und für sich in der Heilkunst nicht für entscheidend angenommen werden.

29.) Wie viele Anatomisten und Naturforscher giebt es nicht heut zu Tage, die ihre Entdeckungen unaufhörlich fort weiter zu treiben, und disfalls einander den Vorzug streitig zu machen suchen, und denen ihrer feinsten und richtigsten Einsichten ungeachtet, gleichwol das Werkzeug fehlet, ohne welches man kein wahrer Arzt seyn kann.

30.) Dieses Werkzeug, welches allein die richtige Anwendung des wirkenden Theiles auf den leidenden ordnet und leitet, und in einem von schwärmerischen Muthmassungen gereinigten Verstand bestehet: und diese Vergleichung der gemeinesten mit den seltsamsten Fällen machen die beständige Uebung seiner Scharfsinnigkeit aus.

31.) Dieses war der Mittelpunct, nach welchem sich die alte Arzneykunst gerichtet hatte, und wohin sich nunmehro die heutige auch wieder zu richten scheinet, nachdem sie sich lange Zeit in eitelen Gründen verirret hatte, welche durch die neuen Entdeckungen waren veranlasset worden, aus denen aber doch nur ein wahrer Arzt allein solche Hülfsmittel schöpfen kann, von denen man in den alten Zeiten nichts wuste.

32.) Kann wohl bey einem Charlatan, welcher sich eines Mittels rühmet, das er öfters nicht einmal erfunden hat, dieser geübte Verstand statt finden, welcher erfodert wird, wenn solches bey einer so grossen Menge verschiedener Gegenstände, deren Verschiedenheit er nicht einmal kennet, richtig angewendet werden solle? Werden so viele betrübte Zufälle, welche nothwendige Folgen dieser Unwissenheit waren, niemals einen stärkeren Eindruck erregen, als eine so selten glückliche Verwegenheit?

33.) So schimpflich auch dieser Betrug ist, so breitet er sich doch gleichwohl von dem gemeinen Volk bis auf solche Personen aus, die ausser diesem sehr viel Vernunft besitzen.

34.) Rühret der Ursprung dieses verkehrten Sinnes nicht aus der natürlichsten Schwachheit des

Menschens, nämlich von der Leichtglaubigkeit her. und zwar hauptsächlich in solchen Dingen, die ihm schmäucheln, und die der Mensch am begierigsten verlanget?

35.) Die verwegene Versicherung eines Charlatans giebt dieser Leichtglaubigkeit eine neue Stärke, da hingegen die Bescheidenheit eines verständigen Arztes, eine Unwissenheit hinterlässet, die dem gemeinsten Theil der Menschen weit verhaßter, als ein schlimmer Ausspruch ist.

36.) Daraus können wir den Schluß ziehen, daß man so eigentlich nicht sagen kann, ob die klugen und an sich haltenden Aerzte ihrer Kunst nicht eben so vielen Nachtheil verursachen, als die, welche sich nur auf Muthmassungen gründen, und durch ihre vielfältigen widersprechenden Methoden ein Mistrauen wider sich erregen.

37.) Bey diesen letztern findet noch ausser der Einbildung, welcher sie sich für ihre Begriffe überlassen, ein weit schändlicheres Laster, nämlich der Mangel guter Sitten statt: und ist dann dieser Mangel der Sitten der Arzneykunst besonders eigen? Hat solcher nicht zu allen Zeiten auch diejenigen Künste und Gewerbe, die für die edelsten gehalten werden, beschimpfet und erniedriget?

38.) Da die Eifersucht und der schändliche Eigennutz, als die Quellen der niederträchtigsten Handlungen, alle Empfindungen der Ehre und der Redlichkeit erlöschen, ist es dann nicht höchst unbillig, daß die Unanständigkeit des Arztes, nach der Meynung eines gewissen Publici, auf die Kunst selbst zuruckfallen solle?

39.) Eben dieses Publicum fället ein noch verwegeners Urtheil wider diese Kunst, wenn es sie für eben so gering schätzet, als diejenigen, welche sie ausüben, woferne anderst ihre Geburt nicht mit der Würde übereinstimmet, welche der Kunst an und für sich selbst eigen ist.

40.) Wenigstens kann man den Engelländern diesen Vorwurf nicht machen: dieses stolze Volk hält sich dadurch nicht für erniedriget, daß es den jüngsten Söhnen aus den grösten Häusern, die Ausübung dieser Kunst zu ihren Antheil überlässet, es erinnert sich selbiges ohne Zweifel noch derjenigen heldenmässigen Zeiten, deren ich schon bereits erwähnet habe.

41.) Was soll aber die Geburt hiezu beytragen? Die erhabenste Geburt befreyet die Menschen nicht von den Lastern des Herzens, ausser in so ferne

eine

eine bessere Erziehung, die sie verschaffet, der Natur zu Hülfe kommen, oder sie wenigstens verbessern kann.

42.) Die durch die Erziehung verbesserte Natur bildet ohne die mindeste Beyhülfe der Geburt, die grössesten Leute von allen Gattungen. Ein grosser Minister, der glücklicher Weise gebohren worden ist, bringet seinem Posten blos durch sein Verdienst Ehre, und schätzet sich solches für seinen einzigen Ruhm.

CCXXX.

Besondere Großmuth des vortreflichen Meads, gegen den berühmten Freind.

Wir haben schon in einer der vorigen Bemerkungen gesaget, daß kein Neid und keine Eifersucht so merklich, und in so hohen Grad statt finde, als der, welchen die Aerzte wider einander hegen; es kann solches aber nur von den Aerzten der niedrigsten Gattung, nämlich von solchen gesaget werden, die von dem geheimsten Verdruß genaget werden, wenn sie sehen, daß einer ihrer Mitbrüder durch solche Mittel, deren sie sich selbst bedienen, nämlich durch die feineste Charlatanerie glücklich war; dieses ist alsdann der niederträch-

tigste Neid eines eigentlichen Schuhmachers. Aber wahre Aerzte sind nicht so gegeneinander gesinnet; diese richten ihre Handlungen gegen solche Mitbrüder, die ihrer würdig sind, nach den Gesetzen der Ehre, der Redlichkeit, der Gerechtigkeit, und so wie es grossen Seelen gemäß ist, ein. Es folget hier eine Schilderung der Grosmuth; Freundschaft, und einer erhabenen Seele, welche der Menschlichkeit Ehre machet. Es betrift solche den vortreflichen **Mead**, einen berühmten englischen Arzt, der im Jahr 1754. gestorben ist, und seinen Freund den berühmten **Freind**, welcher vörderster Leibarzt bey der Königinn von Engelland, und im Jahr 1728. gestorben war.

Freind wohnte im Jahr 1722. dem Parlament als Mitglied des Fleckens von Lanceston bey, und redete sehr heftig wider das Ministerium. Dieses Verfahren verursachte, daß man ihn des Hochverraths beschuldigte, und im Monat Merz in den Tower zu Londen gefänglich in Verwahrung brachte. Ohngefähr sechs Monat nach diesem wurde der Minister krank, und schickte nach den **Mead** ihn holen zu lassen. **Mead** kam, und versicherte dem Minister, nachdem er sich um die Beschaffenheit der Krankheit erkundiget hatte, daß er für seine Genesung Bürge seyn wollte, vermeldete ihm aber

auch

auch zugleich dabey, daß er ihm kein Glaß Wasser eher geben würde, bevor sein ihm werthgeschätzter Freind aus dem Towr entlassen würde worden seyn. Als der Minister nach einigen Tagen sahe, daß sich seine Krankheit vermehrte, so ließ er bey dem König um die Befreyung des Herrn Freinds Ansuchung thun. Nachdem der Befehl hiezu ausgefertiget war, so glaubte der Kranke, daß ihm Mead einige zu seinem Zustand schickliche Mittel verordnen würde; allein dieser Arzt wollte nicht das mindeste eher verordnen, als bis sein Freund in Freyheit wäre. Nachdem selbiger des Verhafts entlassen war, so unternahme Mead die Cur des Ministers, und beförderte in kurzer Zeit seine vollkommene Genesung. An eben diesem Abend überbrachte er dem Freind ohngefähr fünf tausend Guineen, die er für seine Bemühung eingenommen hatte, da er die Patienten des Freinds während seiner Gefangenschaft versehen hatte, und nöthigte ihn diese Summa anzunehmen, ob er sie gleich mit gutem Recht hätte behalten können, weil sie die Frucht seiner Arbeit und Bemühungen waren.

Wehe denjenigen harten Herzen, die von dieser großmüthigen Handlung nicht gerühret werden können! Für euch ihr empfindliche und wohlthätige

tige Seelen! die ihr die glückliche Zufriedenheit fühlet, welche daraus entstehet, wenn man sich einen Unglücklichen verbindlich machet, für euch schreibe ich dieses, um euch dadurch in einer so angenehmen und rühmlichen Verfassung desto mehr zu erhalten und zu stärken. Ihr unbarmherzige Reiche aber, die ihr bey dem Schreyen der Dürftigkeit unempfindlich seyd, und eure Herzen bey den Klagen eines Freundes verschlieset, erröthet hiebey. Leset dieses, und beurtheilet euch selbst, wenn ihr anderst euch jemals solches zu thun unterstehen werdet.

CCXXXI.

Verbot des Gebrauchs des Spießglases (Antimonii) in Frankreich.

Jenes ehrwürdige Collegium, welches die Rechte der Völker, und die Gesetze, welche sie leiten, in seinem Schooß bewahret, hat bisweilen an schlechten medicinischen Streitigkeiten Antheil genommen. Ein Parlamentsschluß von A. 1566. untersagte den medicinischen Gebrauch des Spießglases; und just ein Jahrhundert hernach nämlich im Jahr 1666. erlaubte ein anderer Schluß den Aerzten: „sich des Spießglases zu bedienen, davon zu schreiben und darüber zu streiten; verbo-

„te

„ te aber dabey jedermann, solches nicht anderst, „ als nach ihren Gutachten zu gebrauchen."

Man hat wohl, ausser dem Mercurio nicht leicht eine andere medicinische Substanz so sehr verruffen und angeschwärzet, als es dem Spießglaß geschehen ist. Es hat selbiges so wol seine kühnen Lobredner, als auch hitzige Feinde gefunden. **Veit Patin** hatte einen so starken Abscheu darwider, als er wider den Cardinal **Mazarin** hegte. Er hielte ein ordentliches Verzeichniß von solchen Kranken, welche durch das Vomitiv waren umgebracht worden, und er nennte seine Liste die **Märtergeschichte des Vomitivs, oder das Zeugniß der enetischen** (ab enecando) *) **Kraft des Spießglases.** Er hatte also das Schicksal des **N. Paulmier**, eines Arztes aus Paris nicht zu

*) Es zeiget sich hier in dem französischen Text ein Wortspiel, das sich im Deutschen nicht anbringen läßt, der Herr Verfasser hat nämlich das m des Wortes emétique, welches ein Vomitiv heiset, die mehrestentheils aus Spießglaß zubereitet werden, in ein n verwandelt, und solches von dem lateinischen Wort enecare töden, hergeleitet, und also dadurch zu verstehen geben wollen, daß das Spießglaß und folglich auch die Vomitive insgemein eine tödtliche Wirkung verursachen. Uebersetzer.

zu befürchten, welcher im Jahr 1609. von der Facultät ausgeschlossen wurde, ungeachtet er sehr berühmt war, weil er seinen Patienten einigemal solche Medicamenten gegeben hatte, die mit Spießglaß zubereitet waren, welches zu thun durch einen im Jahr 1566. ertheilten Parlementsschluß doch verbotten worden war.

CCXXXII.

Glück und Charackter des Herrn Molins.

Man führet von dem Herrn Molin *) einem berühmten Arzt, der A. 1755. zu Paris ohne Nachkommenschaft in einem Alter von neun und achtzig Jahren gestorben ist, und sechzehen hundert tausend Livres hinterlassen hat, einen besondern Umstand an, welcher neuerdings beweiset, daß der Besitz eines ausserordentlichen Reichthums bey manchen Personen leider ein hinlänglicher Grund ist, kein Geld auszugeben. Ein gewisser mehr als häußlicher Mensch, und der sich aus seiner Sparsamkeit eine Ehre machte, hörte von dem Herrn Molin reden, daß ihn selbiger in dieser Eigenschaft noch übertreffen sollte, und gieng deswegen

*) Man hat ihn in Paris nicht anderst als unter dem Namen des Dümoulin gekannt.

wegen Abends um acht Uhr zur Winterszeit zu ihm, ihn zu besuchen, da er ihn nun in einem mit Rauch angefüllten Zimmer antrafe, in welchem eine kleine Lampe brennte, die fast kein Licht von sich gabe, so sagte er bey dem Eintritt: Ich habe in Erfahrung gebracht mein Herr, daß sie einer der häußlichsten Menschen von der Welt sind; ich bin solches auch ein wenig, ich mögte aber gerne noch mehr in der Häußlichkeit lernen, und deswegen wäre es mir sehr angenehm, wenn sie mir die Freundschaft erweisen mögten, mir einige Lehren deswegen zu ertheilen. Wenn dieses die Ursache ihres Besuches ist, antwortete Herr Molin mit Ungestümm, so nehmen sie hier auf diesen Stuhl Platz, zu gleicher Zeit löschte er die Lampe aus, und sagte: wir brauchen zum Reden nicht zu sehen; wir werden so um destoweniger zerstreuet werden. Gut, mein Herr, schrie der fremde Geizige, diese häußliche Lehre ist mir schon genug; ich sehe itzo wohl, daß ich gegen sie jederzeit nur ein kleiner Schulknabe seyn werde, aber ich versichere ihnen, daß ich mir soche zu Nutze machen will.

Diese Anekdote, für welche ich nicht Bürge seyn will, stellet den Herrn Molin als den niederträchtig,

tigsten Geizhals vor; ich darf aber auch nicht verschweigen, daß eben dieser Geizige, der fähig war, sich in einem mit einer kleinen Lampe beleuchteten Zimmer zu räuchern, einigemal auch die schönsten und großmüthigsten Handlungen ausgeübet hat. So ist der Mensch; er ist ein von Widersprüchen zusammengesetztes Wesen, das aus Lastern und Tugenden gebildet ist! Dieser berühmte Arzt, der, wenn ihn wohl bemittelte Leute holen liesen, niemals mehr wieder kame, wenn man ihn nicht bey einem jeden Besuch bezahlte, hat unterschiedlichemalen sehr vieles zur Erleichterung der Armen beygetragen; er ist ihnen einigemal mit Geld beygestanden, und hatte niemals erlaubt, daß man ihm deswegen einige Danksagungen wiederholen durfte, welches doch sonst die Nahrung einer hochmüthigen Eigenliebe zu seyn pfleget, ja er hat selbst niemals kein Wort davon erwähnet; wie solches seine edle Denkungsart von diesem Punct zeiget: dann wenn er jemand etwas gabe, so verlangte er vor allem, daß man nicht mehr daran gedenken sollte, daß er einem Menschen etwas gegeben hätte. Man holte ihn einstmalen in ein Kloster zu einer jungen sehr armen Fräulein, die aber von hoher Geburt war; man berichtete ihm mit Zittern ihre Umstände, weil man befürchtete, daß er, wenn man ihn nicht nach seiner Art bezahlte,

wei-

weiters nicht mehr kommen würde: er kam aber demohngeachtet, uud hinterliese der Kranken zehen Louisdor in einem zusammgerollten Papier, damit man ihn mit einem Theil dieses Geldes bezahlen könnte, und dadurch die übrigen im Kloster befindlichen Personen die Dürftigkeit der Patientin nicht merken sollten. Ich muß hier nochmals wiederholen, was ich schon kurz vorhero gesaget habe. Unbarmherzige und unempfindliche Reiche; die ihr eure Herzen vor den Klagen der Freundschaft, und bey den ängstlichen Seufzern der Dürftigkeit verschlieset, leset dieses, und fället euch selbst euer Urtheil.

CCXXIII.

Von gesunden Vätern und Müttern, welche lauter taube und stumme Kinder zeugten.

Väter und Mütter, welche der vollkommensten Gesundheit geniessen, und die glücklichste Bildung haben, zeugen öfters solche Kinder, die sogleich mit ihrer Geburt die seltsamsten Mängel und Gebrechen mit in eine Familie bringen; so zeugte zum Exempel jene Magistratsperson, von welcher Baillou redet, eine grosse Anzahl tauber Kinder, ob gleich er und seine Frau ein vortrefliches Gehör

hatten: ein anderer zeugte nur in Paris gesunde Kinder, da selbige hingegen zu Bourdeaux alle taub und stumm zur Welt kamen. Mit welchem Lehrgebäude der Zeugung wird man sich aus dieser Schwierigkeit entwickeln können? die mir so schlüpferig zu seyn scheinet, daß ich beynahe wider meinen Willen in die verborgenen Ursachen (causes occultes) der Alten zu verfallen glaube.

CCXXXIV.

Microscopische Entdeckungen von der Transspiration.

Folgender Artikul, welcher ganz aus den Melanges de Litterature et d'histoire de Vigneul-Marville gezogen ist, träget unendlich vieles zur Bestätigung der Erfahrungen des Sanctorius bey, wenn solche eine weitere Bestätigung erfoderten: er redet daselbst also:

Als wir des Morgens zu London angelanget waren, so kamen einige Kaufleute in unser Quartier, und brachten uns allerhand rare Sachen aus diesem Land. Ein jeder nahm das, was ihm am liebsten war zur Hand; einige kauften Spitzen, andere Bänder und seidene Strümpfe, ich versahe mich mit Ferngläsern und Microscopien. Der

Verkäufer war ein sehr geschickter Mathematicker, hatte vielen Verstand, und redete sehr gut französisch. Ich behielte ihn bey dem Mittagsessen, und weil er mit dem Kauf, den ich mit ihm gemachet hatte, sehr wohl zufrieden war, so sagte er mir, daß er etwas recht seltsames hätte, welches er mir wollte sehen lassen; er zog darauf eine Art einer einfachen Brille, die mit Schneckenmuscheln besetzet war, aus einem chagrinenen Futer heraus. Dieses war ein vortrefliches Microscopium, und von solcher Kostbarkeit, daß man durch selbiges nicht nur die allerunmerklichsten Milben, sondern auch die epicurischen Sonnenstäubchen, die dünne und feine Materie des Descartes, die Ausdünstungen der Erde, die, welche unsere Körper ausdünstet, und die Einflüsse des Gestirns sehen konnte.

Bey dem ersten Versuch, den ich damit machte, hatte ich mich von diesem Menschen ohngefähr fünf bis sechs Schritt weit entfernet, da ich dann an seinem Kleid eine unzählbare Menge kleiner Würmer bemerkte, die an der Wolle mit einer unglaublichen Begierde nagten, woraus ich wider die gemeine Meynung erkannte, daß nicht so wohl wir die Kleider abtragen, sondern solche vielmehr von den Würmern gefressen werden. Ich veränderte meine Stellung, und sahe meinen Mathematicker,

da ich das Microscopium auf eine andere Art gewendet hatte, wie in einer Wolke eingehüllet; er sagte mir, daß dasjenige, was ich auf solche Art sähe, die Ausdünstung wäre, die nach der Mahlzeit weggehet, und daß ich dadurch müsse überzeuget werden, daß Sanctorius uns kein Blendwerk habe vormachen wollen, wenn er behauptet hat, daß von allen Speisen, die wir zu uns nehmen, mehr als die Helfte durch die Ausdünstungen weggehe.

Wir giengen in die Küche, wo ein rinderner Lendenbraten für die Bedienten am Spieß stacke, und ich hatte das Vergnügen mit eben diesem Microscopio zu sehen, wie das Feuer alle Theile des Holzes, auf welches es wirkete, von einander trennte, und solche vermittelst der Heftigkeit seiner Bewegung, gleichsam wie so viele Pfeile wider den Lendenbraten schleuderte, und in alle Theile desselben Einschnitte machte, deren einige sich in einen Saft und andere in einen zarten Dunst verwandelten, welcher die Küche erfüllete und die Nasenlöcher kützelte.

Wir giengen von unserm Quartier aus zu einem Ballspiel; wo wir vier Personen antrafen, die miteinander spielten: ich empfand für einen derselben eine Zuneigung und wider einen andern eine

eine Abneigung, und spürte ein heftiges Verlangen, daß der eine gewinnen und der andere verliehren mögte. Ich betrachtete sie beyde mit dem Microscopio, die Bewegung, die sie sich machten, erregte starke Ausdünstungen bey ihnen, die bis zu mir hindrangen. Ich untersuchte alle Theile und Gestalten derselben, und bemerkte, daß die Dunsttheile desjenigen, für den ich eine Zuneigung bey mir empfande, von solcher Beschaffenheit waren, daß sie sich ganz leicht mit meinen eigenen Ausdünstungen vermengeten, und daß im Gegentheil die Dunsttheile des andern, wider den ich eine Abneigung bey mir spürte, zum Theil scharf und zum Theil stumpf spitzig geformet waren, von denen ich verwundet, oder gestossen wurde. Daraus erkannte ich also, daß die wahre Ursache unserer Neigungen in der Gestalt derjenigen Theile, welche wir und die andern ausdünsten, und in der Vereinigung oder dem Widerstand und der einander entgegen stehenden Beschaffenheit dieser Dinge bestehe.

Wir giengen vor die Stadt hinaus, und sahen einen Hasen auf dem Feld, den man jagte. Der Has kam zehen Schritt weit bey uns vorbey, ich besahe ihn so gleich mit meinem Microscopio: er kam mir wie ein Feuerbrand vor, der einen starken Rauch hinter sich lässet; dieses war die Aus-

dünstung, welche das Thier von sich giebt, und daraus ersahen wir, daß die Hunde nach allen diesen Orten zuliefen, wo sich diese Dünste ausbreiteten, bald auf diese bald auf jene Seite, so wie ihre Nasenlöcher davon berühret wurden, und daß sie die Spur nicht verlohren, als wenn die Dünste von dem Hasen durch einen starken Wind, oder einen starken Zufall völlig zerstreuet und verjaget waren.

Als wir wieder in die Stadt giengen, betrachtete ich eine Mühle; und sahe aus selbiger etwas, wie einen sehr dicken Rauch aufsteigen; ich beobachtete, daß dieses die feinesten Theile des Getraides, welches man mahlte, waren, die durch die heftige Bewegung des kreismäßigen Umlaufs des Mühlsteines davon flogen. Weil ich demnach auf solche Art den grossen Verlust, welchen das Getraid dadurch erlitte, womit die ganze Luft angefüllet war, selbst sahe, so wurde ich mit meinen Augen überzeuget, daß man die Müller mit Unrecht der Diebsgriffe beschuldiget, indem aller Abgang des Getraides, das man ihnen anvertrauet, blos von Seiten der Mühle herrühret. Welche unermeßliche Entdeckungen wird man nicht mit Hülfe eines solchen Microscopii in dem menschlichen Körper, in dieser uns verborgenen organischen Einrichtung, z. E. in dem Gehirn, oder in dem

Aus-

Ausfluß solcher kleinen Körperchen, welche die Krankheiten in uns erregen, machen können? Der Verfasser des Buches, welches den Titel hat de curiositatibus physicis, schreibet die Ansteckung unterschiedlicher Krankheiten der Ausdünstung solcher kleiner Körperchen zu, die von andern in der Nähe befindlichen Körpern weggehen, und erwähnet bey dieser Gelegenheit eines Arztes aus Paris, welcher richtig allezeit den Durchfall bekame, so oft er einen Kranken besuchte, der damit behaftet war.

CCXXXV.

Der Gebrauch der Klapperrose verursachet die Tollheit. Von einem Blut, das so kalt wie Schnee war. Besondere Wirkung der Erdbeer bey einer Dame.

Es kann öfters ein unschuldiges Mittel schädlich werden, wenn es in dem Körper unglücklicher Weise eine widrige Einrichtung und Neigung antrift. Riviere erzählet, daß ein Mensch, welcher lange Zeit das Klapperrosenwasser gebrauchet hatte, davon toll wurde und kurze Zeit nachhero sturbe. Die Höhlen und Kammern des Gehirns waren mit einer Feuchtigkeit angefüllet, die so schwarz wie Dinte, und sehr stinkend ware.

Riverii Obser. Centur. 4. obs. 41.

Eben

Eben dieser Verfasser erzählet auch, daß ihm bey einer Aderlässe, die er in seiner Gegenwart an einer sehr colerischen Frau, welche an einem anhaltenden Fieber krank lage, vornehmen ließe, das Blut in das Gesicht spritzte, welches, wie er fühlte, so kalt wie Schnee ware. Fünf Tage nachher war diese Frau tod.

Nach dem Bericht eines gewissen Wundarztes, (S. die medicinische Zeitung N. 26.) empfande eine Frau von dreyßig Jahren und einer guten Leibesbeschaffenheit, jedesmal, so oft sie Erdbeeren asse, ein Stechen an der Zunge und an den Lippen, nebst einer Beschwerlichkeit über dem Magen und einer innerlichen Kälte, als wenn sie ein Stück Eiß gegessen hätte. Ihre Lippen und ihre Nase geschwollen sehr auf, und welches ganz erstaunlich ist, ihre Ohren liefen so stark auf, daß sie sich beynahe wenigstens in Ansehung ihrer Dicke und Grösse verdoppelten.

CCXXXVI.

Woher der Gebrauch kommet, daß man den Personen, welche niesen, Glück wünschet. Ein bösartiges Nießfieber.

Der Gebrauch mit denen, welche niesen, Mitleiden zu haben, und ihnen Glück und Wohl anzuwünschen, ist sehr alt; **Eustachius** meldet uns, daß schon die Griechen solches thaten; und **Petronius** versichert uns, daß Githo einstmalen so heftig niesete, daß er sein ganzes Bett bewegte, wodurch **Eumolpus** so sehr gerühret wurde, daß er seinen Leuten anempfohle, ihn zu grüssen, und für seinen armen Githon dem Himmel Gelübde zu thun. **Siffridus** meldet uns, daß diese Gewohnheit zu Rom bey Gelegenheit einer Pest aufgekommen wäre, welche sich an dem Unterleib durch einen Pestbeulen veroffenbarete, und von einer so bösartigen und tödtlichen Art ware, daß man in einem Augenblick, wenn man es sich am wenigsten versahe, entweder bey Tisch, bey einem Spiel, oder wenn man sich in Gesellschaft befande, dahin sturbe, und daß diese Krankheit durch das Niesen den Tod verursachte. Mithin war es ganz natürlich und menschlich, daß man zu selbiger Zeit die Götter anrufte, wenn jemand niesete; und daher kommt

es, daß man noch heut zu Tage, Gott helfe euch, saget, wenn jemand nieset.

Es giebt auch gewisse Krankheiten, deren gefährlichster und tödtlichster Characker und Zufall das Niesen zu seyn scheinet. Man findet in den in Deutschland herausgegebenen Ephemeridibus, daß eines Raths Sohn in einigen Tagen mehr als sechs tausendmal genieset hatte; er wurde von einem bösartigen Fieber überfallen, das von Würmern herrührte, und fieng den vierten Tag an zu niesen, wobey er jedesmal krampfigte Bewegungen in der Nase empfande, welcher kleine Körper zehen Tage lang unabläßig von diesen heftigen Niesen erschüttert wurde, da denn endlich der Tod diese Krankheit auf eben die Art endigte, wie sie sich angefangen hatte.

CCXXXVII.

Herr Arnauld muß sich in dem Pallast von Longueville verbergen, wird von einem Fieber beschweret, und entdecket sich wider seinen Willen dem Arzt Brayer.

Auch einem grossen Mann kann es an Klugheit fehlen: Als Herr Arnauld gezwungen war sich zu verbergen, so fande er in dem Pallast von Longueville mit der Bedingung seine Zuflucht, daß

er sich daselbst nicht anderst als in einer weltlichen Kleidung, mit einer grossen Parrücke auf seinem Haupt und einem Degen an der Seite sollte sehen lassen. Es überfiele ihn ein Fieber, und die Frau von Longueville ließ einen Arzt holen, dem sie anempfohle, daß er für einen Edelmann, dem sie ein Zimmer in ihrem Pallast eingeräumet hätte, Sorge tragen mögte. Brayer gieng zu dem Kranken, der, nachdem er seines Fiebers wegen mit ihm gesprochen hatte, nach Neuigkeiten fragte. Man spricht itzt sagte Brayer zu ihm, von einem neuen Buch, welches man dem Herrn Arnauld, oder dem Herrn Saci zuschreibet; ich glaube aber nicht, daß es von dem Herrn Saci ist, dann er schreibt so schön nicht. Bey diesen Worten vergaß Herr Arnauld seine graue Kleidung und seine Parrücke, und gab ihm hitzig zur Antwort: Was wollen sie sagen? Mein Neffe schreibt besser als ich. Brayer erkannte daraus leichtlich was für einen Patienten er vor sich habe, fieng an zu lachen, und gieng zu der Frau von Longueville, und sagte zu ihr: die Krankheit ihres Cavaliers hat nicht viel zu bedeuten; ich rathe ihnen inzwischen aber, es so mit ihm einzurichten, daß ihn niemand besuchet, denn man darf ihn nicht reden lassen. Die Frau von Longue-

ville

ville erstaunte über die unvorsichtigen Antworten, welche dem Herrn Arnauld und dem Herrn Nicole öfters entwischten, und sagte, sie wollte ihre Heimlichkeiten lieber dem ruchlosesten Menschen anvertrauen.

CCXXXVIII.

Ein besonderer Auftritt des Meibomius und des Naudee an dem schwedischen Hof, bey Gelegenheit der Musick und der Tanzkunst der Alten.

Man kann mit vielen Wissenschaften zugleich sehr lächerlich seyn, wie hievon Marcus Meibomius, ein gelehrter Arzt, der im Jahr 1611. verstorben war, ein Zeugniß abgeleget hat. Er hatte in der Kenntniß der Musick der Alten eine grosse Geschicklichkeit erlanget; und gab im Jahre 1602. eine Uebersetzung von sieben alten Autoren, die von dieser Kunst geschrieben haben, heraus, und eignete solche der berühmten Christina von Schweden zu. Nachdem er an dem Hof dieser Königin war beruffen worden, so beredete sie ihn einstmals auf Anstiften des Abts Bourdelot, ihres Arztes und Lieblings, ein Singstück nach der alten Musick, die er herausgegeben hatte, zu singen, wobey der Naudee, ein anderer gelehr-

lehrter Arzt, die griechischen und römischen Tänze nach seiner Stimme tanzen sollte; diese beyden Gelehrten machten aber ihre Sache so schlecht, daß alle Zuschauer in Gegenwart des ganzen Hofes, vor welchem dieser Auftritt gespielet wurde, aus vollem Hals lachten. **Meibomius**, der vermuthlich keine angenehme Stimme hatte, und diesen Zufall gewaltig übel aufnahme, soll nachgehends den **Bourdelot**, der ihm kurz darauf begegnete, angepacket und ihm das Gesicht braun und blau geschlagen haben; es bekam ihm aber sehr übel, daß er seiner Rache auf eine so entscheidende Art Gehör gegeben hatte, indem er, da sich der Abt **Bourdelot** deswegen bey der Königin beklaget hatte, für seinen schlechten Gesang in Ungnade fiele, und sich aus Schweden fortmachen muste.

CCXXXIX.

Galiläus und Vanhelmont werden der Inquisition übergeben.

Die ganze Welt weis was für Verfolgungen Galiläus von der Inquisition ausstehen muste; aber das ist nicht allen Aerzten bekannt, daß **Vanhelmont**, dieser Arzt, welcher von so hoher Geburt war, die Arzneykunst mit so gutem Erfolg triebe, und solche erstaunliche Curen thate,

daß man ihn gleichfalls der Inquisition übergabe, weil man glaubte, daß seine Curen die Kräften der Natur überstiegen, und daß Vanhelmont, der so glücklich war, das Gegentheil zu erweisen, sich nachgehends zu mehrerer Sicherheit nach Holland begabe, wo er im Jahr 1644. sturbe.

CCXL.

Von der Krankheit Franzens I.

Ein Arzt scheinet das Recht zu haben, alles ungescheut sagen zu dörfen, wenn von der Arzneykunst die Rede ist: man erzählet zum Exempel von dem Lecoq, daß er sich, da er nach Hof beruffen wurde, um wegen der Krankheit Franzens I. Königs von Frankreich, der mit der venerischen Seuche angestecket war, sich zu berathschlagen, der Meynung des Fernels nachdrücklich widersetzte, der kein anderes Mittel als sein opiatum antivenereum gebrauchen wollte, nnd beharrte darauf, daß man ihn mit Mercurio reiben müsse, welches das geschwindeste und wirksamste Mittel seyn, wobey er zu eben diesem Fernel sagte: „Er ist ein Hurenhengst, der die Franzosen davon getragen „hat, man reibe ihn wie einen andern, und wie „den allerschlechtesten Kerl im ganzen Königreich, „warum hat er sich auf eben diese Art verderbet?

Der

Der König lachte nur darüber, da man es ihm hinterbrachte, und dankte ihm noch dafür.

CCXLI.

Tiraquell, ein berühmter Rechtsgelehrter, war zugleich eine würdige Stütze der Arzneykunst.

Man muß eben nicht jederzeit ein Arzt seyn, um von dem erhabenen Verdienst dieser Kunst vernünftig urtheilen zu können; der berühmte Andreas Tiraquell, einer der vorzüglichsten Rechtslehrer des sechzehenden Seculi, hat in seinem vortreflichen Tractat de Nobilitate so wohl von dieser Kunst geredet, daß er in der Liste der berühmten Aerzte einen vorzüglichen Rang verdiente, wie ihn dann auch Vanderlinden in seinem Buch de Scriptis Medicis unter diesem Titel anführet. Gewiß ein Mann, welcher sich schon durch ein Verdienst, das mit der Arzneykunst in keinem Verhältniß stehet, berühmt gemachet, und noch über dieses in seinen Schriften folgende Sätze hinzufüget, hat ein mehr als zu gegründetes Recht mit dem Titel eines Doctors in der Arzneykunst beehret zu werden; wie man ihn dann auch meiner Meynung nach hätte bitten sollen, daß er solchen hätte annehmen mögen, um ihm für seine Achtung, welche er gegen

diese der Menschlichkeit so wesentliche und eigene Kunst geheget hatte, zu danken; seine disfalls von ihm abgehandelten Sätze sind folgende:

1.) Ob die Arzneykunst den Adel erniedriget, und ihm nachtheilig ist? Er beweiset, daß solches nicht Statt findet.

2.) Welche Heilige, Aerzte gewesen sind, und sich der Arzneykunst bedienet haben.

3.) Ein ausführliches Verzeichniß aller derjenigen Engel, Kaiser, Könige, Päbste, Poeten und Philosophen, welche Aerzte gewesen sind.

4.) Ein Tractat nach alphabetischer Ordnung von den Medicamenten.

5.) Ein alphabetisches Verzeichniß der Namen der Aerzte.

6.) Von den Viehärzten und Weibspersonen, welche die Arzneykunst getrieben haben.

7.) Von allen dem, was man wider die Aerzte einwenden kann, und ihnen vorzurucken pfleget, nebst den Beantwortungen aller dieser Einwürfe.

Dieses Werk ist A. 1561. zu Basel gedrucket worden. Dieser Mann, welcher eine so mächtige Stütze der Arzneykunst war, hatte zwanzig Kinder

der aus rechtmäßiger Ehe gezeuget, und niemals etwas anderes als Wasser getrunken; er leistete dem ungeachtet den Pflichten seiner Profeßion ein Genüge, und verfertigte unterschiedliche schöne Werke. Dieses Beyspiel sollte allein schon hinlänglich seyn, die Menschen von der Vortreflichkeit ihres natürlichen Getränkes des Wassers zu überzeugen, und ihnen zu erkennen zu geben, wie viel nützlicher solches als alle andere Getränke zur Zeugungskraft seye; allein die Unmäßigkeit reizet sie immer zu geistigen Getränken. Die Grabschrift, mit welcher man das Grabmal des Tiraquells auszierte, und welche diese Betrachtung von dem Getränk der Menschen veranlasset, lautet also:

Hic jacet
Qui aquam bibendo
Viginti liberos suscepit, viginti libros edidit;
Si merum bibisset, totum orbem implesset.

Hier liegt
derjenige, welcher nichts als Wasser getrunken,
und zwanzig Kinder gezeuget, und eben so viel
Bücher geschrieben hat,
Hätte er Wein getrunken, so würde er die ganze
Welt angefüllet haben.

CCXLII.

Von Störern der Arzneykunst.

Gleichwie die Arzneykunst an gewissen rechtschaffenen Leuten mächtige Stützen gefunden hat, so hat sie auch im Gegentheil solche Leute wider sich gehabt, welche alle ihre Kräften zusammengezogen haben, um das Edle und Wahrhafte derselben zu verderben; Man muß sich recht sehr verwundern, sagt Herr Eloy in seinem Dictionaire, daß die Arzneykunst alle Hindernisse, welche sich in ihrem Fortgang gezeiget haben, hat überwinden können, und daß sie nicht unter der Last der betrübten Unglücksfälle, welcher sie seit ihrer Errichtung ausgesetzet gewesen ist, erlegen ist: es ist sich aber darüber noch weit mehr zu verwundern, daß sie niemals einer vollkommenen Ruhe hat genieskönnen. Sie ist beständig fort seitdem sie in Regeln gebracht worden ist, von innerlichen Kriegen gestöret worden; sie fande unter den Aerzten fast eben so viel Störer, als Leute welche sie anzuführen und zu vertheidigen suchten, die Neuerungen, welche jedermann nach seinem Belieben einführen wollte, störten jederzeit diese Einförmigkeit der Denkungsart, welche eine auf die Natur selbst gegründete Wissenschaft erfodert. Ausser diesem innerlichen Verwirrungen muste die Arzneykunst auch

auch noch von aussen mancherley Angriffe ausstehen. Es gab zu allen Zeiten Leute, deren Gemüther voller Gall und Ungerechtigkeit waren, welche sich dieser Wissenschaft widersetzten, und sich so gar unterstunden darüber zu streiten, ob sie von einigem Nutzen wäre. Man führte tausend Stellen aus geistlich- und weltlichen Autoren an, um sie in ihrer Würde herunter zu setzen; man verdrehete den Sinn der angeführten Stellen; ja man schobe gar einige Texte unter, die so falsch als verläumderisch waren, um die Pfeile zu vermehren, die man wider sie abschiessen wollte. Dieser Haß wider die Arzneykunst schränkte sich nicht nur auf die vergangenen Jahrhunderte ein, sondern er breitete sich auch bis auf unsere Zeiten aus; und man griefe sie mit einer so viel heftigern Wuth an, weil ihr der blühende Zustande in dem sie sich befande, mehrere Feinde zugezogen hatte *).

*) Der üble Ruf der Arzneykunst ist, wie Lamettrie saget, hauptsächlich in Frankreich ein allgemeines Vorurtheil geworden, die vorzügliche Art, mit welcher sie bey den Ausländern geachtet wird, dienet zu einen Beweiß, daß dieses Vorurtheil nicht ungegründet ist, und daß es durch diejenige Art, mit welcher sie daselbst getrieben wird, immer mehr und mehr bestärket wird.

Es würde dem Petrarcha, Montagne und Moliere vollkommen gelungen seyn, die Aerzte und die Arzneykunst um alles Ansehen zu bringen, wenn nicht der Haß diese heftige Leidenschaft, welche der Vernunft den mehresten Schaden zufüget und die unbilligsten und wunderlichsten Urtheile erreget, der einzige Beweggrund ihrer verläumderischen Vorwürfe gewesen wäre. Diese drey berühmten Gegner haben die Arzneykunst mit einer glei-

In Engelland stehen die Aerzte in so grossem Ansehen, daß sich die Herzoge von Rochester und Montaigu, es für eine Ehre achten, daß ihre Namen zuvörderst in dem Verzeichniß derjenigen stehen, welche berechtiget sind, zu Londen die Arzneykunst zu treiben. In Schweden, in Deutschland, in Preußen kann ein Arzt, ja so gar auch ein Weltweiser, nach den höchsten Stellen des Reiches streben, wie solches die Beyspiele des Leibnitz, Wolfs, Heisters, der Haller und viel anderer noch mehr beweisen. Sie kleiden sich daselbst wie andere Menschen, tragen Degen und bordirte Kleider, wenn sie wollen, so daß sie sich durch nichts, als durch eine gründliche Wissenschaft unterscheiden. Sie suchen das Lächerliche eines gar zu sehr ausgezeichneten Aufputzes, und einer gezwungenen Miene, oder einer unnatürlichen Ernsthaftigkeit zu vermeiden, und erlangen mit einem Wort in allen diesen Gegenden solche Belohnungen und Ehrenbezeigungen, die man dem Verdienst zu leisten

gleichen Wuth, ob schon auf eine sehr verschiedene Art angegriffen. Petrarcha beschimpfet sie auf eine ganz rasende Art, zu welcher Ausschweifung ihn die Verdrüßlichkeiten, welche er in Frankreich mit einigen Aerzten gehabt hatte, verleitet haben. Aber bey der Krankheit des Pabstes Clemens VI. dem er sehr ergeben war, vermehrte sich sein Haß noch mehr: er schrieb an diesen Pabst einen Brief, in welchem die Arzneykunst und die Aerzte, welche solche treiben, auf das häßlichste abgemalet waren. Ein Arzt beantwortete dieses Schreiben, ohne sich jedoch zu erkennen zu geben; Petrarcha, welcher dadurch noch heftiger aufgebracht wurde, gab vier Schmähschriften wider den unbekannten Verfasser dieser Beantwortung heraus, und schimpfte in solchen, weil er die Hand, welche ihn angegriffen hatte, nicht entdecken konnte, wider die ganze Arzney-

sten schuldig ist, welchem in Frankreich kaum Gerechtigkeit wiederfähret.

Le solide Anglois recompense,
le merite errant que la France
Ne sait tout au plus qu' admirer.

Bernard. Ep. à M.elle Salé.

Der gründliche Engelländer belohnet das herumirrende Verdienst, welches Frankreich höchstens nur zu bewundern weis.

kunst und alle Aerzte um seinen Gegner desto gewisser mit darunter zu treffen.

Montagne war der Arzneykunst eben so gehässig wie Petrarcha, ob er gleich nicht mit solcher Heftigkeit wider sie losgezogen hatte; das war aber eine Wirkung seines Temperaments, welches sich nur in Vergnügungen und Wollüsten zu weiden pflegte. Er greift nicht so wohl die Aerzte, sondern vielmehr die Arzneykunst an; ja er vergisset sich so weit, daß er saget: er ehre die Aerzte aus Liebe gegen sie selbst: da er aber sahe, daß die Arzneykunst ihm für seine kränklichen Umstände, welche er sich durch seine unordentliche Lebensart zugezogen hatten, keine Hülfe verschaffen konnte, so hielte er sich für berechtiget, sie in übeln Ruf zu bringen. Er hatte als ein Anhänger der epicurischen Grundsätze um sich seinen viehischen Begierden ohne alle Gewissensbisse überlassen zu können, den Menschen bis zu den Zustand der Thiere herunter gesetzet: daher es dann kommt, daß er von diesen schändlichen Lastern ohne allen Scheu und Behutsamkeit redet, so daß ihn rechtschaffene Heyden würden beschämet haben. Er giebt selbst eine Menge Unordnungen zu erkennen, in denen er verwickelt gewesen war, ohne einige Verwirrung oder Reue deswegen von sich blicken zu lassen,

sondern er redet vielmehr ganz gleichgültig wie von einer jeden andern Sache davon; ja er treibet seine Gottlosigkeit so weit, daß er saget: wenn ich wieder von vorne zu leben anfangen könnte, so würde ich wieder eben so leben, wie ich es schon gethan habe; indem ich weder das Vergangene bedauere, noch das Zukünftige befürchte.

Moliere ist weiter gegangen, als die anderen, er hat die Arzneykunst auf das Theater gebracht, und solche, indem er sie auf der lächerlichen Seite vorgestellet, dem Volk zu seiner Belustigung zu einem Schauspiel gemachet. Der Eigennutz ist nicht die einige Ursache dieses Verfahrens gewesen, sondern der Haß hat gleichfalls vielen Antheil an seiner Absicht gehabt. Moliere wohnte bey einem Arzt, dessen Frau, die vielleicht geizig war, der Frau Moliere zu erkennen gabe, daß sie das Miethgeld desjenigen Theils des Hauses, welchen sie bewohnte, erhöhen wollte. Diese würdigte die Frau des Arztes nicht einmal so viel, daß sie ihr nur Gehör gegeben hätte, und ihre Zinßwohnung wurde an einem andern vermiethet. Moliere wurde bey dieser Gelegenheit von der Leidenschaft seiner Frau angestecket, und griefe die Arzneykunst an, seit welcher Zeit er nicht mehr nachgelassen hat, sie lächerlich zu machen.

Der

Der Arzt de la Mettrie leget zwar in Wahrheit in seinem medicinischen Machiavel, die Betrügereyen, Niederträchtigkeiten, Mängel, die Charlatanerie, Gottlosigkeit und übrige Laster einiger Aerzte seiner Zeit klar vor Augen, man siehet aber deutlich, daß la Mettrie sein **Werk von der Penelope** in keiner andern Absicht geschrieben hat, als um eine vortrefliche Schilderung zu machen, in welcher er die Niederträchtigkeiten und Laster nothwendig lebhaft vor Augen stellen muste, damit sie einigermassen zu einem Schatten dienen, und dadurch die dieser Kunst so nöthige Grösse und Tugend in ein helleres Licht setzen konnten. Ja man muß nothwendig von der grösten Hochachtung und dem besten Zutrauen für die Arzneykunst eingenommen werden, wenn man dieses Buch ohne Vorurtheil gelesen hat: ich habe gesehen, daß manche Leute, welche dieses Buch blos in der Absicht gekaufet hatten, um sich daraus mit tödtlichen Waffen wider die Aerzte und die Arzneykunst zu versehen, wider ihr Vermuthen ihre Bekehrung darinnen gefunden haben, wie es bisweilen geschehen ist, daß Leute, welche die heilige Schrift nur zu dem Ende mit Aufmerksamkeit lasen, damit sie solche Widersprüche darinnen finden mögten, mit welchen sie ihre falschen Meynungen beschönigen könnten, dadurch bekehret wurden.

Die-

Dieses sind die berühmtesten Meister, zu welchen das Publicum seine Zuflucht nimmt, wenn es die Arzneykunst lächerlich machen lernen will. Empöret sich aber nicht wirklich der gemeine Verstand und die gesunde Vernunft wider diese Urtheile, welche nur aus Leidenschaften und Vorurtheilen entstanden sind? Es mögen aber ihre Schmähungen noch so heftig und abscheulich seyn, so werden sie doch so lang, als man noch im Stand ist, von Sachen vernünftig zu urtheilen, der Arzneykunst keinen Nachtheil verursachen. Es ist nichts vollkommen und ehrwürdig genug, das von bösen Gemüthern nicht sollte lächerlich gemachet werden können. Pflegen die Freygeister nicht selbst mit der Religion also zu verfahren? Könnte man nicht eben so wohl mit der Verwaltung der Staaten und der Gerechtigkeit auf gleiche Art zu Werke gehen? Würde man nicht die höchsten Personen, welchen man die grösseste Achtung zu erweisen schuldig ist, mit eben solcher Grobheit wie die Aerzte angreifen, wenn die Strafen nicht zu befürchten wären, welche die Lästerungen in diesem Fall ein wenig im Zaum halten? Die einzige Zuflucht der Aerzte bestehet in seufzen und schweigen; die wichtigen Dienste, welche sie dem Publico täglich leisten, haben ihnen noch keine solchen Beschützer verschaffen können, dergleichen sie in so vielen Absichten ver-

dien-

dienten. Es wird aber auch solchergestalt die Arzneykunst, da sie beständig angegriffen, und niemals ihrer Würde gemäß gehalten wird, ihren alten Glanz so sehr verliehren, daß die zur Ausübung dieser Kunst fähigsten und geschicktesten Gemüther durch die demüthigenden Verdrüßlichkeiten, mit denen man sie beschweret, werden abgeschrecket werden, und nachlassen den erforderlichen Fleiß auf den Gegenstand einer so nützlich als nothwendigen Wissenschaft zu wenden. Es ist zwar allerdings richtig, daß es Leute giebet, welche, weil sie nur dem Namen nach Aerzte sind, durch ihre Unwissenheit und schlechte Sitten ihr Amt verächtlich machen; und solche Personen verdienen die beissensten Anzüglichkeiten, mit denen man wirkliche Aerzte beleidiget: allein man muß alles dieses dem ganzen Collegio nicht zur Last legen. Die Arzneykunst bleibt dem ungeachtet doch allezeit eine ehrwürdige Wissenschaft, und diejenigen, welche sie mit Ruhm ausüben, dörfen deswegen weder weniger geachtet, noch belohnet werden. Ich will hier eine Stelle eines berühmten Parlamentsadvocaten von Paris beyfügen, welche in dem ersten Band der Causes celebres des Pitavals angeführet wird, der dem erkenntlichen Publico die Verbindlichkeit aufleget, die Aerzte mit seiner Achtung zu beehren, sie lautet also:

„Die

„ Die heilige Schrift erwähnet nur dreyerley
„ Arten von Personen, die wir nach ihrem ausdrück-
„ lichen Befehl mit unserer Achtung beehren sol-
„ len: Du sollt deinen Vater ehren sagt eines
„ der zehen Gebote; ehret den König, sagt der
„ H. Petrus im zweyten Capitel seines ersten Brie-
„ fes; ehre den Arzt, empfiehlet uns Jesus
„ Sirach; man muß die Väter ehren, weil wir
„ ihnen das Leben zu danken haben; und man muß
„ die Könige und die Aerzte ehren, weil sie unser
„ Leben erhalten. Das Leben hat zweyerley Ar-
„ ten Feinde, nämlich Menschen und Krankheiten.
„ Die Könige beschützen es wider die Menschen,
„ so wohl durch die Waffen gegen Fremde, als
„ auch durch die Gerechtigkeit wider ihre Unter-
„ thanen; die Aerzte beschützen es wider die Krank-
„ heiten, so wohl mit dem Eisen wider die Wun-
„ den, als auch mit Arzneymitteln wider andere
„ Uebel. Die Arzneymittel der Aerzte haben die-
„ se Aehnlichkeit mit der Gerechtigkeit der Köni-
„ ge, daß sie so nothwendig sind, um die Gleich-
„ heit in den Säften wieder herzustellen, so nö-
„ thig die Gerechtigkeit bey allen Dingen eine
„ Gleichheit zu verschaffen suchen muß; und die
„ Gerechtigkeit ist eigentlich nichts anderes, als
„ die Gesundheit der Seele, so wie die Gesundheit
„ eigentlich in dem richtigen Verhältniß derjeni-

„ gen

„ gen Eigenschaften, welche das Temperament des
„ Körpers ausmachen, bestehet. Der Arzt ist ei-
„ ne natürliche Obrigkeit, welche in dem mensch-
„ lichen Körper und innerhalb den Elementen,
„ aus welchen solcher bestehet, eine innerliche Ge-
„ richtsbarkeit ausübet. Er nimmt einigen die-
„ jenigen Grade ab, welche sie zu viel haben, und
„ giebt andern die Grade, welche ihnen fehlen;
„ er unterhält unter ihnen diese schöne Einigkeit,
„ welche die ganze Süßigkeit und alles Vergnü-
„ gen des Lebens ausmachet. Es giebt zwar
„ Stände, welche ein grösseres Aufsehen machen
„ und edler und berühmter sind; es giebt aber kei-
„ nen, welcher der ganzen Welt so nothwendig
„ ist, als der medicinische Stand. Ein jeder
„ Stand, und ein jedes Alter und Geschlecht ist
„ der Hülfe desselben benöthiget; und selbst so gar
„ diejenigen, welche am mehresten wider die Arz-
„ neykunst losziehen, verändern ihre Schmähun-
„ gen in Lobeserhebungen, wenn sie die geringste
„ Unpäßlichkeit überfället.

CCXLIII.

Ein besonderes Mittel, dessen sich ein ungelehrter Arzt bediente, die Colick zu vertreiben.

Die Colick verursachet bisweilen einen so heftigen Schmerzen, daß man sich keinen grausameren gedenken kann, und man würde einem Menschen, der damit gequälet ist, gewiß einen recht wichtigen Dienst erzeigen, wenn man ihn geschwind davon befreyen könnte. Einem Bauern aus Padua, soll es nach dem Bericht des Heurnius de Morb. Pect. c. 9. daran nicht gefehlet haben. Er verfuhr dabey folgender Gestalt: er legte seinen Patienten rücklings auf die Erde, steckte ihm seinen kleinen Finger in den Nabel, und ließ ihm auf dem Rucken zwey bis dreymal sich in einen Kreis herum drehen, damit der Finger desto tiefer in diese Höhle hinein dränge, und zog hernach den Finger geschwind mit Gewalt heraus, wodurch er einen Theil Luft heraus brachte, wovor der Kranke genase.

CCXLIV.

Wie gefährlich es ist, wenn man ein solches Brod isset, welches in einem Ofen gebacken worden, der schädliche Dünste in sich enthielte.

Man hat aus dem medicinischen Journal ersehen, daß unterschiedliche Personen die betrübten Schlachtopfer der Unvorsichtigkeit eines Beckers geworden waren, welcher seinen Backofen mit alten Latten und solchem Holzwerk, an welchem man in den Gärten die Gewächse aufziehet, geheizet hatte. Das Brod, welches er darinnen gebacken hatte, wurde denen, welche es assen, an statt eines heilsamen Nahrungsmittels, zu einen wirklichen Gift; dieses Holz hatte, ob es gleich schon sehr alt war, doch noch so viel Tünchersfarbe an sich, daß es das Brod vergiftete. Folgende Begebenheit dienet zu noch einen Beweiß, daß man ein solches Brod, das in einem Ofen gebacken worden ist, welcher Dünste von andern Körpern, die vorhero in selbigen gewesen sind, in sich enthält, nicht ohne Gefahr geniessen kann. Ein gemeiner Engelländer, der an der Schwindsucht krank lage, welche bey dieser Nation eine allgemeine Krankheit ist, und allen Rath, den man ihm gabe, wie er sich halten sollte, verachtete, ließ sich im

Sinn

Sinn kommen in einen Backofen zu kriegen, aus welchem man bald darauf das darinnen gebackene Brod heraus nehmen wollte, und schwitzte ganz ausserordentlich darinnen; er wurde zwar dadurch heftig abgemattet, kam aber doch noch davon; aber was geschahe? Alle die, welche von diesem Brod aßen, bekamen gleich darauf auch die Schwindsucht.

Sim. Riquinus, in Ep. de Febr. ſud.

CCXLV.

Ein Soldat purgierte sich vollkommen gut mit Weingeist; eine zwölf Tage lang anhaltende Verstopfung wird mit Tobacksrauch curiret; einige Betrachtungen über die Natur der Arzneymittel, und über diejenigen, welche solche besorgen.

Folgende Begebenheiten geben deutlich zu erkennen, daß die Kräften der Arzneymittel öfters nur Verhältnißweise nach ihrer wahren Anzeige, nach dem Alter, nach der Beschaffenheit der Natur des Kranken, und hauptsächlich nach der Idiosyncrasie *) wirken; Manche Person wird z. E.

 von

*) Idiosyncrasia, ist eine gewisse Eigenschaft des Körpers eines Menschens, oder eine gewisse angebohrne Neigung oder Abscheu zu ein und andern Dingen, die

von der Jalappawurzel gar nicht angegriffen werden, da hingegen ein bloser aus Rosenblumen, Veilchen, oder Pfirsingen zubereiteter Trank bey eben dieser Person vollkommene Wirkung thut. Das Steinbocksblut verursachet Entzündungen, anstatt den Schweiß zu befördern, wenn der Körper nicht in einer feuchten Verfassung und der Puls nicht ganz schlapp ist; selbst die Fieberrinde hilft alsdann, wenn der Körper in keiner schicklichen Verfassung sie anzunehmen ist, nichts wider das Fieber, sondern sie erschweret solches in diesem Fall vielmehr, verursachet Hitze und Verstopfung, und kurz, wenn sie auch einige Anfälle hemmet, so verschließet sie den Wolf nur desto fester in dem Schafstall, und das Fieber wird, wenn es sich wiederum einstellet, um so viel anhaltender und fast unheilbar. Das Opium machet einen Wahnwitzigen noch wütender, und einen Türken muntert es hitziger zum Streit auf; da es gegentheils bey einer mit Dünsten und der fallenden Sucht geplagten Person ein wahres Nepenthes *) ist, und einen Franzosen mit den Waffen in der Faust einschlä-

die man entweder vorzüglich liebet, oder heftig verabscheuet.

*) Nepenthes, ist ein berühmtes Kraut bey dem Homero, mit welchem sich die Helena allen Unmuth und Traurigkeit vertrieben hat.

schläfern würde. Der Mercurius, dieses grosse und besondere Mittel, hat bisweilen auch nicht für diejenige Krankheit geholfen, wider welche man ihn gebrauchet, woferne man sich desselben nicht nach einer geübten Unterscheidungskraft b e dienet hat; einige Kranke können nicht anderst als mit Reiben curiret werden, ein anderer muß den Mercurium innerlich einnehmen, so wie die Panacee, oder das Mittel des van Swieten; bey anderen läst sich diese Krankheit nicht anderst, als mit solchen Getränken, in welchen schweißtreibende Hölzer abgesotten worden sind, aus dem Grund heben; und wieder andere können von dieser Krankheit, blos durch Hülfe der Verräucherung (fumigation) befreyet werden. Man rühme also ja die blose und schlechte Erfahrung nicht allzusehr! Nur derjenige ist ein wahrer und rechtschaffener Arzt, welcher sich auf deutliche und klare Grundsätze stützet, sich derselben als einer Fackel bedienet, welche das Urtheil, die Erfahrung und die Aehnlichkeit mehrerer Fälle in ein helleres Licht setzen muß, um aus ihnen die richtigsten und unstreitigsten Folgen zur Cur der Krankheiten herleiten zu können. Dann, daß die Arzneykunst ihren Wachsthum dem Naturtrieb und dem Zufall zuzuschreiben hat, daß unsere ersten Voråltern nur langsam, und nach und nach darinnen zugenommen haben, und daß man

endlich dieser Wissenschaft erst nach einen langen Zeitraum eine richtige und zuverlässige Gestalt gegeben hat, dieses bringet das Schicksal der Menschen nicht anderst mit sich. Wenn wir aber aufrichtig seyn wollen, so müssen wir gestehen, daß diese Wissenschaft heut zu Tage das Recht ihrer offenbaren Gewißheit und ihrer Vorzüglichkeit fast vor allen andern Wissenschaften gar wohl geltend machen könne, wenn sich nur Leute finden, welche Treue und Geschicklichkeit genug besitzen, sich ihrer rechtschaffen anzunehmen: ihre Gewisheiten sind lauter physische Wahrheiten, welche ihrer Natur nach unveränderlich und beständig, und so gründlich erwiesen sind, daß man sehr unwissend, oder sehr boshaft seyn müste, wenn man ihr solche streitig machen wollte. Wir leben nicht mehr in derjenigen Zeit, in welcher Aegypten und Griechenland die Beschreibung der Krankheiten nebst deren Hülfsmitteln auf Säulen, Tafeln und in die Mauern ihrer Tempel eingraben musten; wir haben auch nicht mehr nöthig, die Kranken in den Gassen und an die Stadtthore auszusetzen, damit sie Hülfe erlangen könnten, noch den Aerzten bey Lebensstrafe zu verbieten, ihren Kranken vor der in dem Gesetz vorgeschriebenen Zeit nichts zu verordnen, wie diese Völker gethan haben: die Arzneykunst lage dazumal noch in der Wiege, und man

konn-

konnte sie mit Recht der Unzulänglichkeit beschuldigen; aber in diesem gelehrten und erleuchteten Seculo in dem wir gegenwärtig leben, muß man diesen Vorwurf nicht dieser Wissenschaft, sondern nur denjenigen machen, welche sich beykommen lassen, die Patienten nach rechtlicher Art, oder nach ihrer besonderen Macht und Ansehen zu curiren; und ich trage kein Bedenken zu behaupten, daß ein solcher Arzt, welcher alle bekannte Fächer seiner Kunst vollkommen verstünde, sie mit der augenscheinlichsten Gewisheit ausüben und treiben würde. Allein wie viele Dinge werden nicht nothwendig erfodert, um einen rechtschaffenen Arzt zu bilden! Wenn das gemeine Volk von dieser wichtigen Wahrheit hinlänglich überzeuget wäre, wenn selbiges einsähe, daß der Kopf eines solchen Mannes ein Umfang seyn müsse, der fast alle merkliche Gegenstände, aus welchen die ganze Welt bestehet, begreifen und beurtheilen können solle, so würde es weit wohlbedächtiger, zärtlicher und vorsichtiger in seiner Wahl seyn, die es bey einer vorfallenden Krankheit anzustellen hat; man würde nicht mehr sehen, daß sich die Leute den mörderischen Händen der Quacksalber blindlings überliesen; und solche Aerzte, welche zur Errettung des Lebens einiger tausend Menschen bestimmet sind, würden nicht mehr von Betrügern und Unwissenden, und

dern verdunkelt werden, die man vielmehr der grössesten Strenge der Gesetze übergeben sollte, wie solches die Aegyptier thaten, als daß man sie so ungestraft duldet; ist es nicht das gröste Unglück, daß unberechtigte Leute ohne Geburt noch Erziehung, ohne Erlaubniß und Wissenschaft das Volk mit ihrer glänzenden und scheinbaren Art und mit ihrem einschmäuchelnden und zuverlässigem Ton so sehr verführen? Und ist es nicht ein noch grösseres Uebel, daß sich solche Leute in guten Ruff erhalten und behaupten, ungeachtet sie fast allezeit Uebel verursachen, oder wenn sie auch zufälliger Weise kein Uebel erregen, wenigstens die wahren Aerzte an der Ausübung des Guten verhindern? Ich sehe zwischen diesen quacksalberischen Mördern, und denen, welche den ersten, der ihnen vorkommt, in dem Gebüsch eines Waldes ermorden, ausser der verschiedenen Art zu stehlen u. zu morden keinen andern Unterschied ein. So sehr bleibet das Volk in dem Schooß des Irrthums und des Betrugs eingeschläfert! Allein, woher kommt es? Ach! von keiner andern Ursache, als weil selbiges öfters dasjenige, was seinen eigentlichsten und wesentlichsten Theil ausmachet, nämlich die Erhaltung der Gesundheit und des Lebens, nicht zu beurtheilen pfleget; mithin hält es sich gerne an die Versprechen und dem Schein; die Hoffnung, welche oft die einzige

zige Stütze in den Uebeln, die es leidet, ist, schlägt sich auch in das Mittel und machet ein Blendwerk, und dieses Blendwerk führet es auf den Abgrund, ehe es sich dessen noch vermuthet. O ihr guten Landleute, die ihr durch die Bemühungen des Ackerbaues, welche ihr über euch nehmet, das Wohl des Staates ausmachet, ihr seyd am allermehresten zu beklagen, indem ihr am allerhäufigsten den Marktschreyern zu unglücklichen Schlachtopfern dienen müsset. Jedoch wir wollen über einen so betrübten Schauplatz den Vorhang vorziehen, und in unsern Bemerkungen wieder fortfahren. Wir haben im Anfang gemeldet, daß die Kräften der Arzneymittel insgemein nur Verhältnißweise wirken; hier ist eine Probe davon.

Lanzoni sagt, daß er einen Soldaten gesehen habe, der, wenn er seinen Unterleib durchführen, oder die ersten Gedärme von dem Unrath, der etwann in ihnen war, befreyen wollte, weiters nichts, als zwey Unzen guten Weingeist einnahme, welches ihn eben so, als wenn er einen Purgiertrank eingenommen hätte, ohne Schmerzen und Erbrechen durchführte.

Grübelins erzählet von einem armen Mann, der nicht so viel zum Besten hatte, daß er sich eine Arzney oder Clystir hätte besorgen können, um

sich den Unterleib zu öfnen, welcher schon länger als zwölf Tage verstopfet war; der Arzt verordnete ihm, nachdem er vorhero die gewöhnlichen Mittel auf seine Kosten vergebens versuchet hatte, daß er den Rauch aus seiner Tobackspfeife hinunter schlucken sollte; er hatte kaum einige Mund voll hinunter geschlucket, so empfande er augenblicklich eine merkliche Wirkung davon, die ihm vielen Unrath abführte. Vielleicht würde der Tobacksrauch, wenn man ihn vermittelst einer Spritze, wie man bey den Ertrunkenen zu thun pfleget, in den Unterleib triebe, ein vortrefliches Mittel bey einigen Arten der fallenden Sucht seyn.

Eine andere Person sagt Lesser, Theol. des insect. p. 189. tom. 2. bey der keine Purganz einige Wirkung hatte thun können, wurde recht vollkommen wohl durchgeführet, nachdem sie vier oder fünf Mücken verschlungen hatte. Es ist Schade, sagt Fontenelle, daß der Zufall nicht öfter einen Arzt abgiebt; wahrhaftig ein rechtschaffener Arzt wird hieraus allerhand günstige Folgen für die Arzneykunst ziehen können.

CCXLVI.

CCXLVI.

Von dem Misbrauch und dem Ursprung der Gewohnheit die Toden in die Kirchen zu begraben. Grabschrift des berühmten Verheyens, die sich auf diese Sache beziehet.

Man wird leicht einsehen, daß die Gewohnheit die Todten in die Kirchen zu begraben, einer der gefährlichsten Misbräuche für die Heiligkeit derer ist, welche sich in selbigen versammeln wollen; allein ungeachtet man solches einsiehet, so wird doch leider keine Verbesserung damit vorgenommen, und man behält diesen so gefährlichen als unschicklichen Gebrauch immer fort bey. Es würden dergleichen Verordnungen zur Abstellung dieser schädlichen Gewohnheit von Seiten der Geistlichen schwerlich einen Widerspruch finden, weil selbige die ersten Schlachtopfer derselben sind *). Herr Verheyn ein berühmter Arzt und Zergliederer aus Louvain, welcher von dieser wichtigen Wahrheit überzeuget, und von der gehörigen Ehrfurcht, die man der Gottheit zu leisten schuldig ist, ge-

*) Das Parlament zu Paris hat diesen Misbrauch durch eine von der Menschlichkeit vorgeschriebene Verordnung abgeholfen.

geruhret war, verfertigte seine Grabschrift selbst, in welcher er seinen letzten Willen in Ansehung dieses Umstandes folgendermassen erklärte: Philipp Verheyn hat sich diesen Gottesacker zu seinen Begräbnißort erwählet, weil er sich gescheuet hat die Kirche zu entheiligen, und mit seinen schädlichen Ausdünstungen anzustecken.

Ramazzini ein Professor zu Padua behauptet, daß die Todengräber insgemein nicht lang zu leben pflegten, und ihre Gesichter durch di: Gewohnheit bleich und hager wären; und er schreibt diese Eigenschaft den Ausdünstungen, die aus den Gräbern kommen, und sie, wenn sie solche graben, in sich saugen, zu. Diese Ausdünstungen sind tödlich, und machen die Kirchen, in welchen man Todte begräbet, ausserordentlich ungesund. Ich weis unterschiedliche Personen, welche nach Verlauf einiger Minuten daselbst krank wurden; unter andern war eine gewisse Frau, welche in einer solchen Kirche, wenn sie schwanger war, jederzeit, so oft sie sich darinnen befande, in Ohnmacht fiele. Zu unsern Zeiten hat ein Geistlicher zuerst wider den Misbrauch Tode in die Kirchen zu begraben, geeifert. Herr Poree, Ehrendomherr des H. Grabes zu Caen, ein Bruder des berühmten Jesuiters

des

des P. Poree, hat von diesen Umstand eine kleine Schrift herausgegeben. Er zeiget die Beschwerlichkeiten, welche aus dieser Gewohnheit folgen; und gehet bis zu den Ursprung dieses Gebrauches zurück, und giebt alle Mittel an die Hand, wie man allen vermeintlichen Hindernissen und Einwürfen, die man wider die Abschaffung derselben einwenden könnte, vorbeugen kann. „Man suchet, sagt er, die Ursache der epidemischen Krankheiten in den Abwechslungen der Jahrszeiten, „in dem allzulang anhaltenden Wehen gewisser „Winde, in den kleinen Eychen der Insecten, und „wir haben eine beständig fortdaurende Ursache „einer ansteckenden Krankheit mitten unter uns; „der Saame unzählicher Krankheiten ist in unsern „Kirchen und Kirchhöfen eingeschlossen.“

Sollte man wohl glauben, daß die peripathetische Weltweisheit eine so gefährliche Gewohnheit unter uns eingeführet habe? Allerdings hat sie solches gethan, sagt Herr Poree, gleichwie sie die Weltweisheit in vielen Dingen mit der Moral vermenget hat, so suchte sie auch unter andern den Leuten glaubend zu machen: „daß viele Ceremonien eine physicalische Wirkung hätten; mithin „bildeten sich die Völker ein, daß ihre Seelen an „den Gebeten und Opfern mehr Antheil haben

„wür-

„ würden, wenn ihre Körper, so nahe als mög„ lich, bey den Altären und Priestern wären. Da„ her entstunde ein so heftiges Verlangen bey ih„ nen, daß sie in den Kirchen, ja so gar in dem „ Heiligthum mögten begraben werden; in der „ Meynung, daß die Fürbitten wegen der Nähe „ des Ortes, um so viel kräftiger auf sie wirken „ würden. Auf solche Art legte man den Gebeten „ und Ceremonien einen Umfang der Wirksamkeit „ bey, deren Wirkung doch ganz unmittelbar mo„ ralisch ist."

CCXLVII.

Eine Frau wurde jedesmal, wenn sie mit einem Knaben schwanger war, auf eine heftige Art von der fallenden Sucht angegriffen.

Wir haben schon bey einer andern Gelegenheit von einer Frau geredet, welche vorzüglich mehr geneigt war, einen Sohn als eine Tochter zur Welt zu bringen. Ich weis nicht ob diejenige, von welcher Herr de la Motte, ein berühmter Wundarzt redet, von eben dieser Art ware: diese beyden Begebenheiten haben wenigstens so viele Verwandschaft miteinander, daß ich diese letzte hier gleichfalls erzählen muß. Diese Dame wurde gleich im Anfang ihrer Schwangerschaft, wenn sie mit einem Sohn schwanger gienge, von vie-

vielen Dünsten geplaget, die mit zuckenden Bewegungen begleitet waren, welche unaufhörlich stärker und heftiger, und endlich so erbärmlich wurden, daß sie der fallenden Sucht ziemlich gleich kamen. *) Dieses dauerte bis zu ihrer Niederkunft, nach welcher sie von diesem übeln Zustand gänzlich befreyet war. Wenn sie hingegen aber mit einer Tochter schwanger gienge, so war diese unglückliche Mutter diesem Unfall nicht ausgesetzet. Ist denn also die Natur einer Mannsperson von der Natur einer Weibsperson so sehr verschieden, daß sie sich auf solche Art in dem Schooß einer Mutter zu erkennen geben kann? Sollte es wohl Frauen geben, deren zur Zeugung gehörige Werkzeuge zur Fortpflanzung eines gewissen Geschlechtes besonders bestimmet wären? Man könnte darüber seiner Einbildungskraft ziemlich zu thun geben; wir wollen aber diese Frage lieber, wie Herr de la Motte saget, jenen glücklichen Geistern überlassen, welche die Geschicklichkeit besitzen, bey keiner Schwierigkeit stecken zu bleiben.

*) Dieser Zufall begegnete ihr dreymal, da sie jedesmal mit einem Sohn schwanger ware, und bey fünf Töchtern, die sie zeugte, war sie allezeit in ihrem Schwangerseyn davon befreyet.

Ende des zweyten Theils.

STAATL.
BIBL.
BAMBG.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Du Monchaux, Pierre-Antoine-Joseph,

Medicinische Anekdoten oder Sammlung besonderer Fälle, welche in die anatomie, Pharmacutik, Naturgeschichte &c. einschlagen nebst einigen merkwü rdigen Nachrichten von den berühmtesten Aerzten ; aus dem Französischen ü bersetzt
Bd.: 2. (1767). - 255 S.

Frankfurt u.a. 1767

Bamberg, Staatsbibliothek -- Misc.med.o.42#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11741628-6
VD18 80476775-001